

I

156.432



lätter

Natur- und Völkerleben.



Für die reifere Jugend bearbeitet

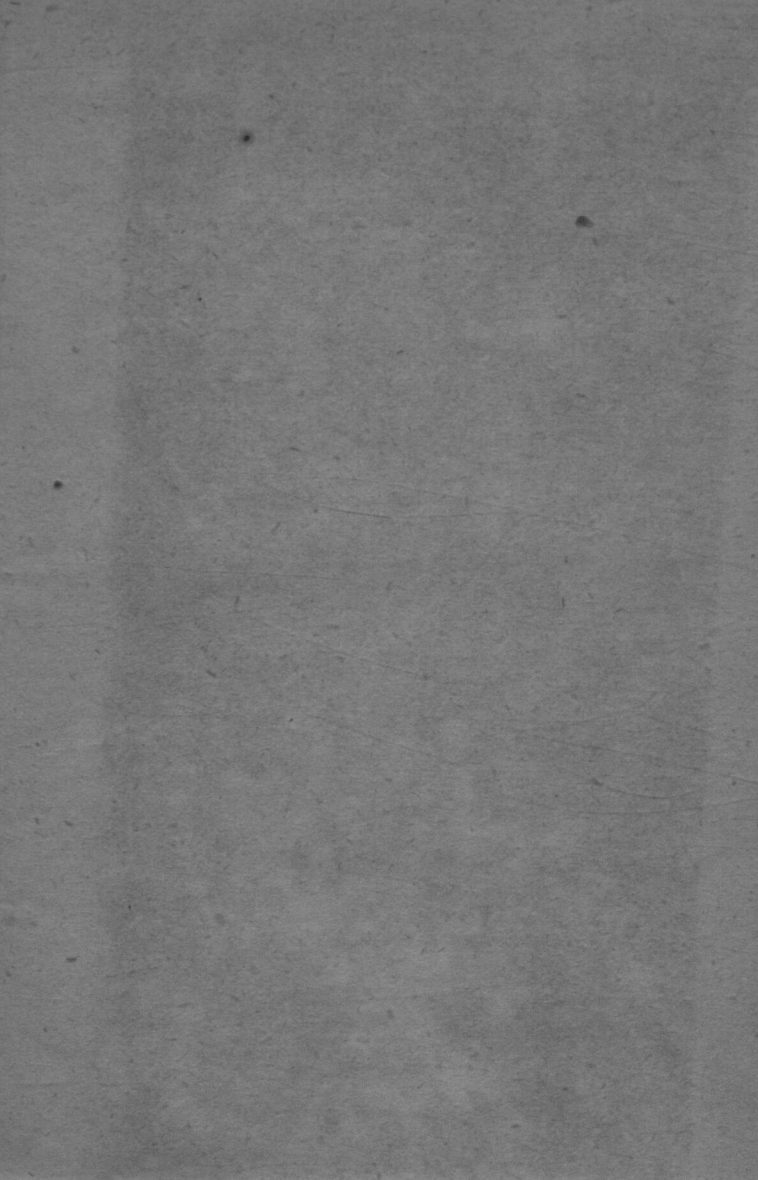
von

Michael Bürger,

Verfasser des „Faust“, „Joh“ etc.

Wien, 1862.

Neophilisten-Congregations-Buchhandlung.





Fliegende Blätter

aus dem

Natur- und Völkerleben.

Für die reifere Jugend bearbeitet

von

Michael Bürger.

Verfasser des „Faustin“, „Josi“ etc.



Wien, 1862.

Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung.

34 54

I
156432

Vorwort.

Es sind jetzt ungefähr 10—12 Jahre, daß Herr Theodor Dielz in Berlin es versuchte, der Jugendliteratur, welche fast ausschließlich nur von den Herren Hoffmann, Schmidt, Chimani, Ambach und noch einigen Wenigen beherrscht wurde, dadurch eine andere Richtung zu geben, daß er statt den bis zur Uebersättigung gebothenen moralischen Erzählungen von wunderbaren Schicksalsfügungen und dgl. seine Bilder dem Natur- und Völkerleben zu entnehmen begann, welche nebstbei, daß sie eine strengsittliche Tendenz verfolgen, dem Kinde überdies auch noch zur Belehrung und Vorbildung für's spätere praktische Leben dienen sollen.

Dieser dankenswerthe Versuch gelang ihm so vollkommen, oder fand vielmehr so vielen Anklang, daß seine ersteren Werke nicht allein in kürzester Zeit neue Auflagen erlebten, sondern jedes von ihm in der Folge erschienene Buch mit gesteigerter Liebe aufgenommen wurde, und ihnen noch fortwährend mit stets wachsender Theilnahme entgegen gesehen wird. Ja nicht allein die Jugend war es, welche daran den verdienten Gefallen fand, sondern auch ihre Führer zeigten sich damit einverstanden, und erblickten in dieser von dem genannten Herrn Verfasser eingeschlagenen Richtung einen entschiedenen Fortschritt, welcher nach Möglichkeit gefördert zu werden verdient.

Seitdem haben sich viele andere Schriftsteller Oesterreichs und des übrigen Deutschlands versucht, die von Dielitz eröffnete Bahn einzuschlagen, und ihre Verleger giengen ihnen dadurch willig und fördernd an die Hand, daß sie den Büchern eine nicht bloß gefällige, sondern zuweilen höchst elegante Ausstattung angedeihen ließen, wie sich dies am besten durch Besichtigung unserer letztjährigen Weihnachts-Büchertische bestätigte.

Wöchte auch das vorliegende Buch, bei welchem nicht weniger als bei allen anderen die so ganz mit Recht beliebt gewordene Richtung eingehalten wurde, mit gleicher Liebe wie seine Gefährten entgegen genommen, und des Verfassers Mühe dadurch einigermaßen belohnt werden. Die Aufsätze des vorliegenden Buches sind theils den besten Reisewerken entnommen, und durch mich dem Verständnisse der jugendlichen Lesewelt angepaßt worden; theils verdanke ich dieselben den Tagebuchaufzeichnungen eines vielgereisten Freundes, theils sind es wieder meine eigenen Erzeugnisse, da ich die Forschungen im Gebiethe des Natur- und Völkerlebens zu meinen größten und schönsten Freuden zähle.

Wien im August 1862.

Der Verfasser.

Ein Abenteuer auf Juan Fernandez.

Eines heiteren Morgens beschlossen ich und noch zwei Offiziere unseres Schiffes, landeinwärts einen größeren Ausflug zu unternehmen, da wir das Herumbalgen mit den in den Gewässern der Insel Juan Fernandez so überaus zahlreichen Seelöwen und Seekälbern bereits bis zum Ueberdruße satt bekommen hatten.

Als Diener begleitete uns ein Eingeborner, der nebst der Eigenschaft eines vorzüglichen Führers, eine eben so vortreffliche Spürnase zur Auffuchung des Jagdwildes besaß, und auch hinsichtlich seines Humors und seiner ausnahmsweisen Ehrlichkeit von uns gern gesehen war.

Er führte uns erst einige Stunden durch ellenhohes Gras, das sich wie Schlangen um unsere Beine ringelte. Der Duft der uns dabei anwehte, war so aromatisch wohlthuend, daß wir uns eher in das parfümburchduftete Boudoir einer englischen Dame, als auf eine Insel voll wilder Bestien versetzt glaubten.

Bei dieser Gelegenheit entdeckten wir eine Unzahl von Habichten, Amseln und anderen Vögelgattungen Europa's, welche wir wie altbekannte Freunde aus der Heimat begrüßten und willkommen hießen. Auch wilde Hunde und Katzen trafen wir in Menge an, deren wir

ein ziemliches Quantum hätten erlegen können, wenn uns diese Thiere nicht zu häufig vorgekommen und darum zu uninteressant gewesen wären, als daß wir unseren Vorrath an Pulver und Schrott hätten verschwenden wollen.

Wir bogen eben um einen riesigen Baumwollbaum, der seine Aeste gleich umgelegten Schiffmasten vor uns ausbreitete und uns den Weg versperrte, als wir ein Schauspiel gewahr wurden, wie wir im Leben ein schöneres noch nie zu Gesicht bekommen hatten. Ein Drangenbaum von mittlerer Größe, dessen saftige und würzige Früchte in einer wahrhaften Unzahl hernieder hiengen und den Boden bedeckten, war von der untersten Stelle des Stammes bis zum Scheitel in hellglühendem Gold gekleidet. Doch nicht allein rothgelbes, auch blaues, grünes, rosa- und violettfarbiges Gold war es, und auch von diesen allen nicht etwa nur eine Sorte, sondern alle Schattirungen, wie sie von dem geschicktesten Maler nicht schöner hätten zu Stande gebracht werden können.

Wir standen verblüfft und bewunderten das zauberhafte Farbenspiel, welches durch die Sonnenstrahlen nur noch mehr erhöht wurde. Ja wir mußten uns zuweilen abwenden, weil der dem Baume entströmende Glanz unsere Augen blendete. Unser Führer allein blieb theilnahmslos, und während wir starr nach dem Baume hinsahen, warf er sich in's Gras und streckte die durch den längeren Marsch müde gewordenen Glieder. Dann aber warf er auf mich einen Blick, der mich gleichsam fragen sollte, was unser Staunen zu bedeuten habe? Ich wies ihm mit der Hand nach der Stelle, von wo der außerordentliche Glanz uns entgegen strömte, und war neugierig, was er darauf entgegnen würde.

Das ist der Guanunbi*) (Sonnenstrahl) sagte der Wilde, und schien sich an der Verwunderung zu weiden, die seine Worte neuerdings in uns hervorriefen.

Wartet nur, bis der Guanunbi zu singen anfängt, sagte er weiter und streckte dabei seine Glieder aufs Neue; kaum aber als er diese Worte gesprochen, so vernahmen wir auch schon ein Singen, schmelzend und klagend wie Flötenton, wenn er das Dunkel der Nacht durchdringt. In unsere Brust zog ein Gefühl der Rührung und der höchsten Bewunderung. Wir glaubten uns in eine Märchenwelt versetzt und den singenden Baum vor uns zu haben, von welchem durch Scheherazade in „Tausend und eine Nacht“ dem Sultan erzählt wird.

Das ist nun und nimmer Wirklichkeit, sondern ein leibhaftes Wunderding, rief einer meiner Gefährten, und wir übrigen nickten zustimmend mit dem Kopfe. Da fieng der Wilde zu grinsen an und meinte, daß es uns freistünde, die Wahrheit seiner Worte auf die Probe zu stellen. Dann seine Flinte fassend, füllte er in dieselbe eine doppelte Ladung Pulver, gab einen Pfropf darauf, und schlich sich einer Katze gleich auf allen Vieren nach dem Wunderbaume.

Wir wußten nicht, was er dort beginnen werde, sondern sahen ihm verwundert nach. Er wird, wenn es sich nach seiner Rede verhält, die kleinen Wundervöglein doch nicht tödten wollen? meinte Einer von uns, und drückte damit sein Mitgefühl für die niedlichen Geschöpfe aus, die uns so in Staunen und Verwunderung zu setzen vermochten.

*) Benennung des Kolibri.

Nicht doch — gab ich ihm zur Antwort und stützte mich dabei auf den Ast eines durch den Sturm geknickten Brotfruchtbaumes. Ihr sahet ja, daß er nur Pulver lud, ohne etwas anderes als Papier darauf gegeben zu haben. Wir müssen schon abwarten, was er im Schilde führt; daß er aber den Thierchen nichts zu Leide thut, glaube ich für ihn einstehen zu können.

Affawai — so war der Name des Wilden — zeigte zu mir mehr Anhänglichkeit als zu den Uebrigen, was ich mir damit erklärte, daß ich ihm öfter Tabak zum Rauchen mittheilte, und ihn auch aus meiner Arrakflasche zuweilen einen Schluck machen ließ, welcher letztere Auszeichnung ihm von allen übrigen die liebste zu sein schien. Nebenbei gesagt, war er ein guter Kerl, der, um seinem Herrn einen Dienst zu erweisen, Wasser in einem Sieb zu holen auf sich genommen haben würde.

Während meiner obigen Erwiederung geschah ein Knall, auf welchen wir alle unwillkürlich zusammenfuhren, weil er ein heftigerer war, als er aus einer Klinte bei gewöhnlicher Ladung kommen konnte.

Wir sahen nach der Stelle von wo der Schuß gekommen war, und siehe da! von dem Wunderbaume regnete es herunter, gelb, blau, roth, grün, schwarz, rosa, lila, und weiß der Himmel, welche Farben wir dabei noch zu Gesichte bekamen.

Also schoß er doch, der Schuft — rief unwillig einer der Jäger, und blickte zürnend auf den Wilden. Was half es Dir, die Thierchen getödtet zu haben, deren Gesang und buntes Gefieder uns so zu ergötzen vermochten?

Affawai ist weder ein Schuft, noch tödtete er den

Guanunbi, sondern betäubte ihn nur durch einen Schreckschuß, um meinen Herren zu zeigen, daß er wahr gesprochen; gab der indessen zu uns zurückgekehrte Wilde etwas pikirt zur Antwort. Die Herren können jetzt nachsehen und nach Gutdünken davon auflesen, bevor er aus seiner Betäubung erwacht und das Weite sucht. —

Wir eilten hin und fanden richtig der allerliebsten Geschöpfe zu Hunderten im Grase liegen. Ohne zu wissen was wir damit anfangen sollten, stopften wir unsere Taschen damit an, und erst als wir ihre Schönheit und Niedlichkeit zur Genüge bewundert hatten, ließen wir uns nieder, um an den herumliegenden Früchten des nun entvölkerten Drangenbaumes den glühenden Durst zu löschen.

Nicht lange hernach fieng es in unseren Taschen lebendig zu werden an, und als wir dieselben öffneten, hätte ein Mensch sehen sollen, wie sich die wunderniedlichen Geschöpfe tummelten, ihrem Kerker zu entinnen, von dem sie nicht wußten, wie sie hineingekommen sein mochten.

Einige von ihnen waren todt, und diese nahmen wir auf das Schiff mit, wo wir sie unseren Frauen zeigten, die über das reiche Farbenspiel nicht weniger als wir selbst, verwundert waren.



Das Kaninchen.

Das Kaninchen (*Lepus caniculus*), dieser liebe Spielgenosse der Jugend gehört zu dem Geschlechte der Hasen, und unterscheidet sich von diesen nur durch die Farbe seiner Haare, und durch seine kürzeren Ohren und Hinterbeine. Dasselbe ist entweder grauer, weißer, schwarzer oder gemischter Farbe, lebt in Gängen und Höhlen unter der Erde, und hat — wenn auch ein süßlich schmeckendes, doch immerhin gutes, genießbares Fleisch. Sein Haar ist der Feinheit und Weichheit wegen ein gesuchter Artikel für Hutmacher.

Wie so bald aber auch der Mensch von diesem Thierchen Vortheil und Nutzen herauszufinden wußte, so schenkte er ihm doch lange nicht jene Aufmerksamkeit, die es im wahrhaft hohen Grade verdient, sondern behandelte es mehr als Spielzeug der Jugend; ja er scheute sich nicht, dasselbe einer minder hübschen Eigenschaft wegen, den schädlichen Hausgenossen zuzugesellen. Erst seit einem Zeitraume von 8 bis 10 Jahren wird diesem niedlichen Geschöpfe die gebührende Würdigung gezollt.

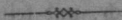
Das Land aber, welches zuerst darauf aufmerksam wurde, ist Belgien und namentlich die Provinz Flandern, und der Verbrauch desselben steigt von Jahr zu Jahr in wahrhaft staunenhafter Weise. Wochentlich werden bei 50,000, mithin jährlich mehr als dritthalb Millionen dieser Thierchen aus den Hauptzuchtgegenden Gent, Enkloo, Thielt und andern Orten geschlachtet,

enthäutet und nach England geschickt, wo sie fortwährend eine gute Aufnahme finden, während in Flandern bei dem Preis von 1—2 Franken pr. Stück sich mancher den Genuß versagen muß.

Die Zubereitung und das Färben der Felle beschäftigt in Gent nicht weniger als 2,000 Menschen, und die Ausfuhr dieser Felle nach Rußland, Frankreich und selbst nach Amerika ist seit einigen Jahren immer mehr im Zunehmen begriffen.

Die Kaninchenzucht fand in letzterer Zeit auch bei den Engländern die verdiente Nachahmung; und wie diese Nation alles was sie unternimmt, mit der größten Sorgfalt und mit dem unermüdlichsten Eifer betreibt, also erlebte sie auch bei diesem Unternehmen bald die erfreulichsten Früchte. England überflügelte bald seine Lehrmeister, und liefert bereits die größten und schönsten Exemplare, die auf Thierausstellungen mit werthvollen Prämien ausgezeichnet werden.

Gewiß gäbe es auch in Oesterreich und dem übrigen Deutschland Gegenden, wo dieses Thierchen gedeihen, und den Bewohnern einen hübschen Nebenerwerb zu verschaffen vermöchte.



Der Superiorsee.

Nach allgemeinem Dafürhalten ist der Superiorsee im nördlichen Amerika das größte Frischwasserbecken der ganzen Erde.

Vor mehr als 200 Jahren besuchten ihn die französischen Jesuiten, und verglichen ihn in ihren Berichten mit einem gespannten Bogen, dessen Krümmung und Sehne die nördlichen und südlichen Ufer, der Pfeil aber das in die Mitte des See's vorspringende Kewinaw-Point vorstellen sollten.

Der Superiorsee liegt bei 630 Fuß über der Meeressfläche, ist über vierthalfhundert Meilen lang, 160 Meilen breit, und hat in seiner Mitte eine Tiefe von 8—900 Fuß. Es münden in denselben nicht weniger als 195 Flüsse und Bäche, von welchen die meisten ihrer vielen Fälle und Strömungen wegen, nur mit Canoes befahren werden können.

Der Seeküste entlang ziehen sich riesige Felsenmassen, welche nicht selten in den See selbst vorspringen, und so die anbrausenden Wogen in Wasserstaub und Gischt verwandeln. Wehe dem Schiffe, das von der großen Strömung an solch eine Stelle getrieben wird; sein Untergang ist unvermeidlich, und kein Beispiel bekannt, daß ein solches trotz alles Aufwandes seemannischer Kunst dem Verderben entronnen wäre.

Nordwärts von der Küste befinden sich unbedeutende Hügelreihen, welche, wie in allen nördlichen Gegenden, nur eine äusserst kümmerliche Vegetation aufzuweisen

haben. Auch finden sich daselbst eine Unzahl Buchten, deren einige von Felsen überragt sind, und so einen sicheren Schutz gegen Unwetter darbiethen. Die dort in ziemlicher Anzahl befindlichen Einwohner, welche in zerstreut liegenden kleinen Städten wohnen, betreiben einen sehr lebhaften Handel mit Fichten-, Birken- und Eschenholz, und gewähren ein Bild rühriger und thätiger Betriebsamkeit.

Das Klima unter diesem Himmelsstriche ist oft, — und immer mit Unrecht, — ein rauhes, der Kultur unzugängliches genannt worden. Wäre dies der Fall, so würden seit längerer Zeit nicht so viele und zahlreiche Ansiedlungen stattfinden.

Die Athmosphäre ist leicht und erfrischend, der Boden fruchtbar, der Menschenschlag edel und stark, und nirgends eine Spur, was die Verdächtigung dieses Landstriches zu rechtfertigen vermöchte. Ja wir sind nicht zu kühn, wenn wir behaupten, daß an keinem der Seen Nordamerika's ein gesünderes Klima als am Superiorsee angetroffen werden kann.

Ein weiterer Vorzug dieses See's ist seine ungeheure Wassermenge, die einen Flächeninhalt von mehr als 30,000 englische Meilen fortwährend bedeckt hält, und einen mächtigen Einfluß auf die Temperaturverhältnisse ausübt, weil dadurch die extreme Hitze und Kälte gemildert, und somit ein gleichmäßigeres Klima hergestellt wird.

Eine der im westlichen Theile des Superiorsee's gelegenen, bedeutendsten Inseln ist die sogenannte Königsinsel, welche nebst einer großen Ausbeute an Kupfer jährlich noch viele tausend Faß Fische in die Welt versendet.

Wie aber jedes Ding dieser schönen Erde nebst seiner Licht- auch eine Schattenseite besitzt, also gilt dieses auch vom Superiorsee, dessen gewaltige, namentlich im Spätherbste und Winter mit wahrhaft wilder Wuth auftretenden Stürme den kühnsten Seefahrer in Angst und Entsetzen zu bringen vermögen. Erst rein und eben wie ein Spiegel in den der klare Himmel blickt, und dann wild und tückisch ohne Ziel und Maß, ist dieser See ein treues Bild des Menschenherzens, in welchem auch Tugend und Leidenschaft in stetem Wechsel begriffen sind.

Großmuth eines Löwen.

Die Zeit ist fast zu ferne gerückt, um dem von der Weltgeschichte nachgewiesenen Vorfall unbedingten Glauben zu schenken, daß einstens in Rom ein Löwe dem ihm vorgeworfenen, zum Tod durch wilde Thiere verurtheilten Sklaven deshalb nichts zu Leide that sondern freudig an ihm hinaufsprang und Hände und Füße beleckte, weil er in ihm einen Wohlthäter erkannte, der ihm einst einen eingetretenen Dorn aus der Pfote gezogen und die Wunde verbunden und zugeheilt hatte.

Nachstehende Begebenheit ist geeignet, dieser vorangegangenen Erzählung volle Glaubwürdigkeit zu verschaffen und nebstbei zu bestätigen, wie sehr der Löwe nicht sowohl seiner außerordentlichen Stärke, sondern

vielmehr seiner Fähigkeiten für großmüthige und edle Handlungen wegen, es verdient, der König der Thiere genannt zu werden.

Im Laufe des Sommers 1861 erkrankte in der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn der große senegambische Löwe, und versetzte dadurch Wächter und Publikum in nicht geringes Leidwesen, weil Jeder, der das Thier einmal gesehen, es der auffergewöhnlichen Größe und Schönheit wegen, liebgewonnen hatte. Man sparte weder Mühe noch Kosten, dem erkrankten Thiere seine Gesundheit wiederzugeben, und Doktoren und Curtschmide consultirten abwechselnd, wie das schöne Exemplar der Thierwelt der Menagerie erhalten werden könne.

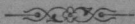
Indessen weigerte sich der Patient hartnäckig, irgend eine Medizin zu sich zu nehmen, wie und auf welche Weise man ihm damit auch beizukommen suchte. Er lag nur immer traurig in seinem Eisenkerker, und blickte mit halbgebrochenem Auge auf die Wärter, die mit wachsender Besorgniß den Käfig umstanden. Da fiel einem der Thierärzte ein, den Löwen durch List zu vermögen, einen wohlthätigen Heiltrank zu sich zu nehmen. Das Arkanum wurde in entsprechendem Maße einem Kaninchen eingegossen, und dieses sodann zu dem Löwen in den Käfig gesperrt. Man glaubte nämlich mit Bestimmtheit, daß das zarte Fleisch des Thierchens die Eßlust des Patienten erregen, und dieser dasselbe tödten und verzehren werde.

Wie erstaunte man aber, als der Löwe dem geängstigten Kaninchen nicht nur kein Leid zufügte, sondern sich selbst an seinen posierlichen Sprüngen zu ergötzen schien. War es nicht augenscheinlich, daß das schwache hilflose Geschöpf des Wüstenkönigs Mitleid erregte, und er ihm aus

Großmuth das Leben schenkte? Wenn auch nicht der Hunger oder die leckere Speise, so wäre schon die Unlust des kranken Löwen ein genügender Entschuldigungsgrund gewesen, das durch seine Capriolen oft lästig fallende kleine Geschöpf getödtet zu haben. So aber ließ er alles mit sich machen, und schien es sogar sorgfältig zu vermeiden, dem Thierchen ein Leides anzuthun.

Nach einigen Tagen, während sich das Kaninchen schon recht an seinen Gefährten gewöhnt hatte, starb der Löwe, nachdem er es bis zum letzten Augenblicke hartnäckig verschmäht hatte, irgend eine menschliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Das Kaninchen aber sprang noch lustig über den Leichnam seines großen Gönners hinweg, und was nicht wenig zu bewundern ist, war, daß auch die beigebrachte Löwenmedizin für dasselbe ohne alle üble Folgen blieb.



Eine Brautwerbung bei den Kaffern.

Ein Südafrikaner, Namens Inkan erzählte dem englischen Kapitaïn Drachson über dessen Frage: auf welche Art er in den Besitz seines, ihrer Schönheit wegen berühmten Weibes gelangt sei, nachstehende Begebenheit:

„Schon lange hörte ich die Leute sagen, daß Pesschauna eine Schönheit sei, machte mir aber nicht viel daraus, bis ich einmal in der Nähe von ihres Vaters

Kraal auf die Büffeljagd gieng. Eine Nacht daselbst zu bringend hatte ich das Glück, sie zu Gesicht zu bekommen. Ma mi wie war sie mutle kafulu! (ausgezeichnet schön.) Ich sprach viel mit ihr und glaubte, sie würde mich bald lieb gewinnen. Am nächsten Tage gieng ich fort und schoß einen Büffel; diesen brachte ich in den Kraal und gab ihn Peschauna zum Geschenk. Dabei hielt ich um ihre Hand an, erhielt aber von ihrem Vater Ama Scheman zu hören, daß daraus nichts werden könne, wenn ich nicht mindestens 20 Kühe für Peschauna geben wolle. Ich besaß bereits zwei Frauen, die mich meine meisten Kühe gekostet hatten, so daß ich für den Augenblick nicht im Stande war, eine solche Anzahl aufzutreiben.

„Lange überlegend wie ich die Sache anstellen werde, gieng ich endlich wieder zu Ama Scheman und sagte, daß ich erst zwölf und in zehn Monaten sodann die übrigen acht Kühe beistellen werde.

„Ama Scheman aber antwortete: Kannst Du nicht geben 20 Kühe auf einmal, so gebe ich Peschauna dem Häuptling Boy zur Frau und Du hast das Nachsehen. Weil ich meine Tochter aber lieber Dir als dem Boy geben möchte, so schenke ich Dir drei Monate Zeit, während Du die bestimmte Anzahl Kühe beschaffen mußt.

„Bergnügt willigte ich in den Vorschlag, und ließ mich lange Zeit nicht bei Peschauna und ihrem Vater sehen. Ich machte häufig Jagd auf Elefanten und war, da ich sehr muthig bin, ein paar Male nahe daran, von diesen Thieren getödtet zu werden. Da erlegte ich eines Tages einen großen, männlichen Elefanten und hatte die Freude, acht Kühe als meinen Antheil zu bekommen. Ich eilte rasch zu Ama Scheman und sagte ihm, daß meine

Kühe bereit ständen. Er aber sagte mir, daß er vorher meine Kühe sehen müsse, da er nicht weiß, ob die meinen auch so schön aussähen wie jene des Boy, die er schon gesehen habe.

„Bei der Besichtigung stellten sich meine Kühe als die schöneren heraus, und so wurde mir denn Peschauna als meine Frau (Umfazi) ausgefolgt. Aus Freude darüber gieng ich fort um zu unserem Hochzeitsfeste einen Büffel zu schießen. Bald hatte ich einen solchen erlegt und kehrte damit in den Kraal zurück. Da hörte ich Weiber und Kinder durcheinander schreien, und auf mein Befragen sagte man mir, Boy habe alle Männer aus dem Hause gelockt, sei mit dreien seiner Leute eingedrungen und habe mir meine Peschauna entführt. Ama Scheman kehrte wohl bald in den Kraal zurück, wurde aber ergriffen und mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, daß er besinnungslos zur Erde fiel.

„Darauf rief ich alle Männer des Kraals zusammen und unsere Affagaten ergreifend, machten wir uns auf, und verfolgten die Räuber meiner Peschauna, welche bereits einen weiten Vorsprung gewonnen hatten. Ama Scheman hatte sich indessen erholt und trug sich uns zur Begleitung an, wodurch wir auf acht vermehrt wurden, denen ich mit meiner Jagdflinte voran gieng. Wir liefen was wir laufen konnten, und ich hatte die Freude, die Schufte bald zu Gesicht zu bekommen und einzuholen.

„Du glaubst wohl Herr, daß sich jetzt ein Kampf entsponnen haben wird? Dem war nicht so, sondern Boy ließ meine Peschauna los, und suchte mit den Seinen das Weite zu gewinnen. Damit waren wir aber nicht zufrieden, sondern setzten den Räubern so arg zu, daß ihnen

nichts anderes übrig blieb, als sich zu wehren, wenn sie nicht allzusammen und ohne alle weiteren Umstände niedergehauen werden wollten. Zu ihrem Unglücke kam noch dazu, daß sich plötzlich ein Fluß vor ihnen ausbreitete, der sie an der weiteren Flucht hemmte. Ein Theil von ihnen warf sich in den Fluß und wurde eine Beute der Alligatoren, die übrigen aber, unter welchen sich Boy befand wehrten sich tapfer und tödteten einen unserer Beute, was unsere Erbitterung um ein Großes vermehrte. Da gewahrte ich Boy plötzlich von den Seinen getrennt, und wie ein Tiger eilte ich auf ihn und stieß ihm meinen Affagaie in's Herz, daß er auf der Stelle todt zur Erde stürzte.

„Mit den Übrigen wurden wir bald fertig und warfen ihre Leichname in den Fluß, wo sie insgesammt ein Fraß der Krokodile wurden, die zu Hunderten darin herumschwimmen.

„So Herr, jetzt weißt Du wie ich meine Beschanna erhalten habe; im Vertrauen zu Dir gesagt aber hätte ich sie dem Boy gönnen und mich mit meinen beiden ersten Frauen begnügen sollen.“



Rußische Bauernkost.

Nicht bald gibt es eine Nation deren unterste Schichten so wenige Bedürfnisse kennen als den russischen Bauer, was um so mehr Wunder nimmt, da er seine Nahrung überdies größtentheils aus schlechten, ja nicht selten eckelhaften Gegenständen bereitet.

Diese theilweise Vernachlässigung seiner Person steht indessen mit seinen übrigen Eigenschaften im Widerspruche, ja es gibt Dinge, wo er trotz der ihm zur Last fallenden niederen Bildungsstufe anderen, für weit zivilisirter geltenden Nationalitäten zum Vorbild dienen könnte.

So Du lieber jugendlicher Leser z. B. nach Be-
schluß der Tagesmühen ihn besuchest, so findest Du ihn
weder in der Dorffneipe, — wie den deutschen Bauer —
noch in Gesellschaft seiner Schweine wie den Polacken und
den Wallachen, sondern zu Hause bei der Familie, und an
der Seite seines Theekessels, ohne welchen sich ein echter
Ruße gar nicht gedacht werden kann. Er ist dann immer
in ein reinliches, rothes oder blaues Hemd gekleidet, und
sein Haupt ziert eine Kappe, die zu seinen scharfmarkir-
ten, nicht unschönen Zügen zuweilen in recht male-
rischem Einklange steht. Wird ferner noch erwähnt, daß
seine ihm angeborne Fröhlichkeit immer neuen Stoff zur
Unterhaltung biethet, so ist es von uns nicht mehr als
billig, zu obigen Schwächen, die zu seiner großen Anzahl
von Vorzügen in gar keinem Verhältnisse stehen, nachsich-
tig ein Auge zuzudrücken.

Doch halt! ich merke daß ich ganz sentimental
werde und auf dem besten Wege bin, eher eine zärtliche Fa-
milienzene abzuwickeln, als — wie ich mir vorgenommen,
den Speisezettel einer russischen Bäuerin abzuschreiben?!

Wenn der Ruße frühmorgens aufsteht, so ist es
sein Erstes, einen tüchtigen Schluck Brantwein zu sich zu
nehmen, der eben so wenig als der Thee in seiner Wirth-
schaft fehlen darf. Dazu genießt er ein Stück Brot, wel-
ches ihm der geneigte Leser gerne gönnen wird, wenn er
erfährt, daß es allenthalben bereits schillert und glänzt

und Hunderte von Barakanen (große schwarze Schaben) aus demselben zum Vorschein kommen. Vormittags trinkt er seinen Twarok (eine Art Molken,) und ißt dazu einen Kuchen (Piroghi) welcher mit Fleisch und rothen Rüben gefüllt und in Butter, Lein- oder Hanföhl gebacken wird. Den Mittagstisch bildet vorerst der Schtschi oder die Kohlsuppe; dann folgt der Kascha (dicker Brei aus Hafergrütze) oder der Quas (gesäuerter Wasseraufguß auf Mehl) und zuletzt Fleisch oder kleine an der Luft getrocknete Fische, welche Snetki genannt werden. Zur Pause nimmt er seine Leotwinja (kalte Schale), wozu er wieder Brot ißt, aus welchem er sich vorher jedesmal die Eier des schon genannten Insektes oder das Insekt selbst herausklopfen muß.

Abends kommt dann der Thee, und wie dieses Getränk den Abschluß der russischen Tageskost bildet, also ist er auch das einzige Gericht, welches echt und gut zubereitet ist und uns zur Theilnahme einladen dürfte.

Der Mississippi.

Ein Reisender der neuesten Zeit erzählt in seinen Reiseaufzeichnungen während seiner Anwesenheit in Amerika vom Mississippistrome Folgendes:

„An einem heiteren Tage bestieg ich in St. Louis in Missouri ein nach St. Paul in Minnesota abgehendes Dampfboot dessen Name mir entfallen ist, welches jedoch nicht minder als alle von dort abgehenden, auf das prächtigste und eleganteste ausgestattet war.

„Wer den Mississippi noch niemals zu befahren Gelegenheit hatte, ist ausser Stande, von der Größe und Ausdehnung desselben ein richtiges Bild zu entwerfen. Um dieses jedoch etwas zu ermöglichen, müßte man von New-York über den atlantischen Ocean und daselbst von Frankreich nach der Türkei und bis zum kaspischen Meere eine Linie ziehen. Er geht einen Weg von mehr als 3000, und mit Einrechnung des in denselben einmündenden mächtigen Missouri von nahezu 5000 Meilen.

Dem jungen Leser klingt es vielleicht unwahrscheinlich, daß an seinen Ufern zwölf große, mächtige Staaten entstanden sind, und noch immer solch ungeheure Länderflächen unbenützt liegen, daß leicht die zweifache Anzahl Staaten nebeneinander hinreichend Platz finden könnten.

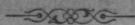
„Ein unbeschreibliches Gefühl übermannte mich, als ich während dieser Fahrt in der Ferne die Lager der Indianer erblickte, welche immer seltener werden, jemehr man den Mississippi abwärts fährt. Dieses einst so mächtige Volk nimmt mit jedem Tage mehr den Charakter wandernder Nomaden an. Wie bald, und die Zivilisation hat ihnen die letzte Scholle heimatlicher Erde unter den Füßen hinweggezogen? Öfter dünkte es mich, wenn ich auf einen älteren Indianer stieß und ihn so vor sich hinstieren sah, daß er über den mit Riesengewalt hereinbrechenden Verfall seines Volkes trauere, wie nicht minder über das himmelschreiende Unrecht, welches ihnen durch uns zugefügt wird. Wenn diese hochgepriesene Zivilisation nur immer in jener Weise vorgienge, als sie vorzugehen uns so gerne glauben zu machen sucht! Wer aber hört nicht fortwährend und bis auf die jüngste Zeit die Unzahl von Gräueln, wie sie von uns gesitteten Weißen an den

Rothhäuten begangen werden? Es gibt Verbrechen, die erst durch uns eingeführt wurden, und wovon der freie Sohn der Wildniß so wenig eine Ahnung hatte, als es uns bisher gelingen konnte, über das geheime innere Wesen des Indianers einen richtigen Aufschluß zu erhalten!

„Solche Gedanken hatte ich ungefähr, als ich dem Mississippi entlang fuhr, und mein Herz verschloß und erweiterte sich, je nachdem irgend ein Gegenstand mich zu erschüttern oder zu erfreuen vermochte. Und wahrhaftig! an Beiden biethet der Mississippi auf einer Strecke von nur hundert Meilen mehr, als alle übrigen Ströme der Erde zusammen genommen. —

„Der Mississippi bespült auf seinem Laufe einen Flächenraum von 1,200.000 □ Meilen, und sein oberes Ländergebieth verdient mit allem Rechte der „Garten der Welt“ genannt zu werden, wie ihn mehrere Reisende öfters schon zu nennen pflegten.

„Nebst dem Strome heißt aber auch das ganze Ländergebieth zwischen Louisiana, Arkansas, Tennessee, Alabama und dem mexikanischen Meerbusen Mississippi, und wurde 1817 der nordamerikanischen Union einverleibt.“ —



Eine Robinsonade.

Es sind jetzt 25 Jahre — so erzählte der alte Matrose Steffen Wallnuth einer Schaar von Kindern, die sich im Schatten einer hohen, breitästigen Linde in einer bunten Gruppe um ihn versammelt hatte; — es sind

jetzt 25 Jahre, daß ich meine Heimat, das Meer, auf welchem ich geboren wurde, verlassen, und seither nicht wieder zu Gesicht bekommen habe. Hätte mir nicht während eines Scharmügels zur See, eine Kanonenkugel den linken Fuß weggenommen, weiß Gott! ich säße noch draußen im Meere das ich gerade um's Doppelte mehr liebe, als ihr Landratten euere paar Hufen Landes, auf welchen man sich halbtodt langweilen muß. Ja das muß ich sagen, wenn sich auf irgend einem Schiffe für mich ein Amt fände, und wenn es selbst nicht mehr als das eines Küchenjungen wäre, ich nähme es an, und wollte heute noch dem trockenen Lande Valet sagen. —

In diesem Tone pflegte der alte Invalide fortzuraisoniren, unbekümmert, ob jemand darauf achtete oder gesonnen war, seinen Worten Glauben zu schenken. Sein heutiges Auditorium aber war ein dankbareres als alle früheren, und ließ nicht undeutlich merken, wie sehr seine Worte allenthalben Gefallen fanden. Und als er überdies noch von einigen der jungen Leuten befragt wurde, ob er ihnen aus seinem Leben als Seematrose nichts Unterhaltendes zu erzählen wisse, fand sein Stolz eine befriedigende Nahrung, und sein Pfeifenstummelchen auf's Neue mit Asafer füllend, begann er gehobenen Tones zu erzählen:

Ich war schon in frühester Jugend ein rechter Tausendsasa, und machte bereits einen Schiffbruch mit, als ich noch nicht ganze zwei Jahre zählte. Um das Erlebte aber recht ausführlich zu machen, muß ich etwas weiter ausholen und euch vorerst mit meiner Abkunft bekannt machen, welche allein die Ursache ist, weshalb der Seedienst zu meinem Berufe gewählt wurde.

Ich bin der einzige Sohn eines englischen Schiffs-

kapitäns und wurde wie gesagt, auf der See geboren. Wo nur meine Ältern sich irgend einmal aufgehalten, wußte man, wie zärtlich sie sich gegenseitig liebten, und diese Liebe wurde nach meiner Geburt in ihrem ganzen Umfange auch auf mich übertragen. Wenn meine Mutter mich herzte und ich sie dafür freundlich anblickte, so drückte sie mich an ihre treue Brust, hob ihre Hände gegen Himmel und empfahl mich mit den frömmsten Wünschen dem allmächtigen Schutze Gottes. Ach Gott! sagte sie öfters, ich lege dieses zarte Wesen in deine Hände, du hast es mir gegeben, es ist dein Geschenk. Sende einen deiner heiligen Engel der es beschütze; weihe sein Herz zu deinem Tempel ein, auf daß es niemals durch Bosheit und Laster entheiligt werde!

Ein Lächeln von mir konnte meinen Vater auf einmal alle Beschwerden seines Amtes vergessen machen. Er vergaß allen Verdruß, ließ von seinem bisherigen Ernste, und nahm für alle, die unter seinen Befehlen standen, die liebevolle Miene eines Vaters an. Wenn er sich aber wieder erinnerte, was seine Pflicht von ihm verlange, oder für wen er zu sorgen und zu arbeiten habe, dann verließ er uns während den zärtlichsten Augenblicken, und gieng frisch und heiter an sein Tagewerk. Er überschaute das Schiff mit einem einzigen Blick, ohne daß ihm das geringste dabei entgangen wäre, und seine Wachsamkeit sowohl als sein Ansehen gewann mit jedem Tag mehr an Ausdehnung.

So vergiengen ein paar Jahre in steter Lust und Heiterkeit, als plötzlich die erwünschte Kunde von unserer Rückfahrt nach England erscholl. Man gab das Zeichen zur Abfahrt und Alles gieng mit Jubel und Froh-

locken zu Schiffe. Die Anker wurden gelichtet, die Winde bliesen lustig in die Segel. Vater, Brüder und Freunde umarmten sich zum letzten Male und die Luft erdröhnte von dem Lachen der frohlockenden Bemannung. Ein reines Blau deckte den Himmel, ein frischer West spielte mit den aufgesteckten Wimpeln, und die Wellen zerschlugen sich mit einem hohlen Gemurmeln an den Seiten des dahinfliegenden Schiffes.

Nach einem paar Tagen jedoch schwärzte sich plötzlich der Himmel, die Stürme empörten sich und giengen wie erhitzte Feindesheere auf einander los. Ein fürchterliches Pfeifen gieng durch das schwimmende Haus, und auf dem ganzen weiten Meere war ein schreckliches Bräusen und Rauschen zu vernehmen. Die Wellen schäumten im wilden Zorn, hoben das Schiff bald hoch in die Lüfte, bald rießen sie es überstürzend mit sich in die unabsehbaren Tiefen und Abgründe.

Inmitten aller dieser entsetzlichen Angst und Bestürzung war nichts bewunderungswürdiger als das ruhige und gelassene Benehmen meiner Mutter. Es wurde mir dieses nach spätem Jahren von einem alten Schiffsfeldwebel erzählt. Sie band mich fest an sich und erklärte entschlossen, ohne mich weder leben noch sterben zu wollen. Je mehr sie bei jedem Stoße unseren Untergang befürchten mußte, desto inniger drückte sie mich an ihre Rippen, weil sie glaubte, daß jeder Kuß den sie mir gab, der letzte sein würde.

Jetzt warf ein heftiger Windstoß unser Schiff an einen Felsen, daß es augenblicklich in Trümmer gieng. Die Stimmen der Sterbenden schollen von den Wänden der Klippen in traurigen Echo's zurück; die See aber war mit

Brettern und schwimmenden Leichen bedeckt. Meine Mutter erhielt sich zum größten Glücke auf einem langen Balken, über welchen ein paar breite Bretter mit starken Nägeln befestiget in die Quere lagen. Zwei Tage und eine Nacht wurden wir zwischen Furcht und Hoffnung auf dem wilden Elemente herumgetrieben. Unser Zustand war verzweiflungsvoll. Um uns zu retten mußte meine Mutter auch obendrein mit dem Schläfe kämpfen, der sich als Folge der vielen und großen Anstrengung beständig einstellen wollte. Meinen Hunger stillte sie zur Noth mit einem kleinen Vorrath an Zwiback den sie in ihren Kleidern bei sich hatte. Endlich war sie so entkräftet, daß sie sich den Tod als die einzige und größte Wohlthat zu wünschen anfieng. Doch nun schien es, daß es dem Himmel gefallen wollte, uns den Banden des Todes zu entreißen. Der Herr der Heerscharen geboth den Wolken sich zu zertheilen, den Winden sich zu legen, und den Stürmen daß sie schweigen sollen. Und alsbald wurde das Meer ruhig, die See begann spiegelglatt zu werden, die Fische fiengen sich zu sonnen an, und eine Unzahl von Vögeln ließ sich in den Lüften sehen. Die Sonne strahlte mit neuer Pracht, die Luft ward rein und klar, und als meine Mutter erwachte, fand sie sich an dem Ufer einer Insel, welche mit den schönsten Blumen des Frühlings ausgeschmückt war. Ein Negermädchen welches die Herden ihres Vaters hütete und uns von ferne gewahr wurde, eilte herbei, both ihr mitleidig die Hand, und half ihr nebst ihrer süßen Last weiter in's Land hinein. Darauf erquickte sie uns mit süßen, uns unbekannten Früchten, schöpfte mit einer Muschel aus einer nahen Quelle frisches Wasser, und gab uns

Beide dem Leben wieder zurück, welches wir nicht länger mehr zu erhalten vermocht hätten.

Meine Mutter legte sich, an einen kleinen Hügel gelehnt, in das hohe duftende Gras, und genoß während sie mich im Arme liegen hatte, das erstemal wieder eines sanften, erquickenden Schlummers. Die Hirtin bewachte uns und streute rings um unser Lager die wohlriechendsten Blumen und Kräuter. Wir erwachten auch nicht früher, als bis die Stimmen Hunderttausender von Vögeln uns aufweckten. Die beste der Mütter fühlte sich jetzt ganz verjüngt, und sie opferte unser Leben dem Herrn der Schöpfung auf, indem sie in das Lied der Vögel das Lob der Gottheit mischte.

Nachdem sich meine Mutter etwas erholt, brachte uns unsere Retterin zu ihren Angehörigen, einer Negerfamilie, welche ungefähr acht bis zehn Köpfe zählte, und uns lange Zeit ununterbrochen anblickte, gleich als ob sie an uns nicht besonders Gefallen finden wollte. Doch that uns Niemand etwas zu Leide, sondern man versorgte uns reichlich mit Speise und Trank, so daß wir in kurzer Zeit wieder hergestellt waren, um die Rückreise nach Europa antreten zu können, wenn unserer Insel ein Schiff nahen sollte. Und wie meine Mutter täglich zu Gott betete, also fand ihr Wunsch auch bald Erhörung, denn schon nach einem Monat nahm uns ein französischer Kauffahrer an Bord, und brachte uns in die alte Welt zurück.

Jetzt wißt ihr — beschloß der alte Matrose seine Erzählung, — wie es mir schon als Junge ergangen ist und welches Ungemach ich seit frühester Jugend bis in mein spätestes Mannesalter erleben mußte. Ich erinnere mich übrigens an das soeben Erzählte mit keiner Silbe,

sondern wiederhole nur, was mir meine gottselige Mutter wohl fünfzig Male mitgetheilt hatte.

Auf die Frage eines der in der Gesellschaft befindlichen Mädchen: ob er von der jungen Negerin nichts weiter erfahren habe, erwiederte der Matrose, daß dieses von seiner Mutter aufgefordert wurde, mit ihr nach Europa zu reisen, da sie sich aus Dankbarkeit desselben annehmen wollte; doch wies jene alle Vorstellungen mit Entschiedenheit zurück und mußte selbst dazu lange überredet werden, für die mitleidige Errettung ein goldenes Medaillon, welches das Porträt meiner Mutter enthielt, als Andenken anzunehmen.

Etwas weniger genügsam waren die Angehörigen des Mädchens, welche sich für ihre uns geleisteten Dienste damit reichlich bezahlt machten, daß sie den Schmuck meiner Mutter entwendeten und unter keiner Bedingung mehr zu dessen Rückstellung zu bewegen waren.



Die Gans.

Die Gans (anser) gehört nach Linné zu dem Geschlechte der Anen, und verdient mit Recht zu den bekanntesten Vögeln der Erde gezählt zu werden.

Durch ihre Plumpheit sowie weil ihr Geschrei einige Ähnlichkeit mit Schnattern, d. i. Schnellsprechen besitzt, erwarb sie sich ein ziemlich zweideutiges Renommée, und doch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sie zu den nützlichsten Thieren zählt, und vom Wirbel bis zur Zehe von ihr fast alles verwendet werden kann.

Es gibt verschiedene Arten von Gänsen, und die bekanntesten derselben sind: die gemeine oder wilde Gans, die Baum- oder Ringelgans, die Eidergans, Schwanengans (Trompetergans,) und endlich die zahme oder Hausgans. Es sei mir gestattet, jeder dieser Arten hier etwas ausführlicher zu gedenken, und deren wichtigste Merkmale zur Kenntniß des Lesers zu bringen.

Die gemeine oder wilde Gans bewohnt im Sommer die nördlichen Gegenden; im Herbst verläßt sie diese und zieht nach dem Süden. Sie ist unter allen Gänsegattungen die am meisten verbreitete, und wird eben so in Arabien, Persien, China und Japan, am Kap der guten Hoffnung, an der Hudsonsbay und Südkarolina, als auf dem Feuerlande, auf der magelanischen Straße und in Neuholland angetroffen. Nach Deutschland kommt sie beiläufig im Monate September, wo sie auch überwintert, wenn nicht zu viel Schnee fällt und die Witterung nicht allzu kalt ist, widrigens sie weiter gegen Süden zieht.

Ihr erster Durchzug gilt als Vorbote vielen und baldigen Schnee's, und dieserwegen wird sie auch Schneegans genannt, obwohl einige Naturforscher unter dieser Benennung eine eigene Art Gänse verstehen wollen.

Höher im Norden, als: in Island, Finnland, Neuzembla und anderen Ländern findet sich die Baum- oder Ringelgans, von welcher es sich die Alten nicht nehmen ließen, daß sie auf Bäumen wachse, sodann als Knospe in's Wasser falle und sich da weiter fortentwickle. In Schottland, Holland und Deutschland pflegt sie ihr Winterquartier zu nehmen, von wo sie im Monate März wieder in ihre kältere Heimat zurückkehrt.

Gleichwie ihr das von unseren Vorältern geglaubte, oben erzählte Märchen den Namen Baumgans erwarb, also besitzt sie noch nebenbei den Namen Ringelgans, den sie dem Ringe verdankt, welchen sie gleich der Turstelraube am Hals trägt.

Wie die vorhergehende, also wird auch die Eidergans nur im hohen Norden gefunden, doch mit dem Unterschiede, daß sie sich nur äusserst selten nach Deutschland verirrt. Von ihr kommen die berühmten Eiderdunen, (feinste Flaumen) die sie sich selbst ausrupfet und um deren Willen oft mit der größten Lebensgefahr die steilsten Felsenklippen erklettert werden.

Das Töden der Eidergänse ist in Island bei Geld- und Kerkerstrafe auf's strengste verbothen.

Einen etwas weniger feinen und daher minder theueren Flaum als die Eidergans liefert die Schwannengans, welche ihres eigenthümlichen Geschreies wegen auch die Trompeter- oder nach Anderen die chinesische oder spanische Gans genannt wird. Sie findet sich am Cap, in Guinea, China und Sibirien, und ist ein duldsames, verträgliches Thier, was von den Gänsen im Allgemeinen nicht eben gesagt werden kann. Zu den zahmen Gänsen gesperrt, nimmt sie bald deren zornigen Charakter an, und wird wo möglich noch bössartiger als diese.

Nun aber zu unserer Hausgenossin, der zahmen Gans, um ihr jene Aufmerksamkeit zu schenken, die sie ihres Nutzens wegen so vollkommen verdient.

Wohl nicht so flug, als die wilde Gans, besitzt sie doch immer noch recht hübsche Eigenschaften, um deren Willen sie geschätzt werden muß. Darunter gehört ihre Anhänglichkeit an das Haus wo sie ihre Nahrung be-

kommt, sowie ihre Wachsamkeit, in welcher sie dem Hunde gleich steht. Zum Beweise dafür lese man in der alten Geschichte jenen Vorfall nach, wo die Gänse des Kapitols in Rom den nächtlichen Überfall der Gallier verriethen.

Die zahme Gans ist größer als die wilde, und unterscheidet sich von dieser auch noch am Gefieder, an den Beinen und am Schnabel. Ihr Fleisch ist eine Speise der Feinschmecker, ihr Flaum wird nicht minder häufig als der der Eidergans in Kissen gefüllt, um auf ihnen des Tages Mühen verträumen zu können; die Federn ihrer Fittige helfen des Dichters Begeisterung verewigen, ihr Fett wird als Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten des menschlichen Körpers verwendet.

Und so wäre noch manches Lobenswerthe von der Gans zu erzählen, wenn ihr nicht schon mehr Aufmerksamkeit als irgend einem in diesem Buche aufgeführten lebenden oder nicht lebenden Wesen geschenkt worden wäre. Nur einer Art von Gänsen möchte ich in Kürze hier noch gedenken, muß aber im Vorhinein bedauern, ihr nichts Rühmliches nachsagen zu können. Diese Art gehört ausnahmsweise gar nicht zu den Vögeln, sondern verdankt ihren Namen nur einer Eigenschaft der wirklichen Gans, und zwar einer solchen, welche uns von ihr am wenigsten schätzenswerth ist. Ich meine mit dieser Gattung nämlich die Schnattergänse, deren auch du lieber Leser und Leserin eine erkleckliche Anzahl kennen dürftest. Und nun ich sie einmal genannt, so bedarf sie auch keiner näheren Beschreibung mehr; und was wir von keiner der vorausgenannten Arten hoffen und wünschen: ein baldiges und gänzlich Aussterben, das wünschen wir von der letztgenannten Gattung Alle aus innerstem Herzensgrunde! —

James Backwourth und seine Abenteuer.

Eine in Buffala erscheinende Zeitung „der deutsche Weltbürger“ genannt, brachte uns vorlängst Schilderungen eines amerikanischen Abenteurers, Namens James Backwourth, welcher den größten Theil seines Lebens unter rohen Indianerstämmen zugebracht hatte, ja sogar mehr als zwanzig Jahre die Stelle eines Häuptlings bekleidete, wobei er Gelegenheit hatte, die Nation der Rothhäute auf's vollkommenste kennen zu lernen und später Mittheilungen lieferte, wie nicht bald etwas Interessanteres in dieser Richtung gebothen wurde.

Im April 1793 zu Frederiksburg in Virginien geboren und der Sohn eines um die Unabhängigkeit Amerika's sich verdient gemachten höheren Militärs, mußte er in seinem achten Jahre schon mit seinen Angehörigen und einer Anzahl von Negern die Reise nach St. Louis in Missouri antreten, woselbst sich sein Vater anzusiedeln gedachte. Die Stelle wohin sie zogen, war zur selben Zeit noch eine fast undurchdringbare Wildniß, welche von wilden Thieren wimmelte und den Ansiedlern einen recht harten Stand bereitete. Gefährlicher aber als die wilden Thiere waren die Indianer, welche solchen eigenmächtigen Besitzergreifungen offenen Widerstand entgegen setzten, und die Ansiedler fortwährend beunruhigten und zur größten Aufmerksamkeit nöthigten.

Eines Tages fragte der Vater unseres Helden diesen, ob er sich getraue, einen Sack Getreide in die Mühle zu schaffen? Der Gedanke, in die Stadt reiten zu können, fliegende Blätter.

hatte für ihn viel Verlockendes, daher er auch mit eben so viel Stolz als Freude allsogleich einwilligte und seinen Vater bath, die Anstalten hiezu so bald als möglich treffen zu lassen.

Die Mühle war ungefähr zwei Meilen von der Besizung der erwähnten Ansiedler entfernt, und um den Weg dahin nicht allein zu machen, besuchte James einen auf beiläufig halbem Wege entfernt wohnenden Nachbar, und lud ihn ein, den Ritt zur Mühle mitzumachen.

Als er der Fenz *) nahe kam, welche das Haus von dem Wege trennte, fand er zu seinem Entsetzen sämmtliche Kinder des Nachbars — acht an der Zahl — mit durchschnittenen Hälsen, skalpirt und noch frisch blutend vor der Thüre liegen. Innerhalb der Thüre selbst lag ihr Vater, und neben ihm die Mutter, ebenfalls skalpirt und todt; es hatte sie Alle ein und dasselbe Schicksal getroffen.

Schnell zu seinem Vater zurückkehrend, erzählte er diesem das Vorgefallene, ohne zu achten, daß er den am Rücken seines Reitpferdes aufgebundenen Sack Getreides unterwegs verloren hatte.

Der alte Major machte sofort Lärm, und eine Anzahl Männer sammelnd, brachen diese auf, die Mörder zu suchen und an ihnen die verübten Gräueltthaten zu bestrafen.

Nach ein paar Tagen kehrten sie zurück und brachten 15 Indianerskalpe mit sich, denn nicht allein unter den Indianern, sondern auch unter den Weißen war es zur selben Zeit Sitte, den überwundenen Feinden die Kopfhaut abzustreifen und sie als Siegestrophäe nach Hause zu nehmen.

*) Gebietsabgrenzung, Zaun.

In späteren Jahren, nachdem er sich in St. Louis einer Gesellschaft von Handelsleuten angeschlossen hatte, um mit ihnen von den Indianern kostbares Pelzwerk, Elfenbein u. d. g. einzuhandeln, verheiratete er sich mit der Tochter eines Schwarzsüß-Indianers, — eines den Weißen besonders feindlich gesinnten Stammes — wodurch er sein Leben um Vieles sicherte, und auch seinem Handelsgeschäfte eine größere Ausdehnung bereitete.

Einmal nun kehrten in das Haus, welches Backwourth mit seinem Weibe bewohnte, mehrere Indianer ein, und boten ihm verschiedene Gegenstände zum Tausche an. Dabei bemerkte er, daß sie die Skalpe von drei erschlagenen Weißen mit sich trugen, an welchen das Blut noch rauchte und woraus geschlossen werden konnte, daß die grausame That vor wenigen Stunden erst vollzogen worden sein mußte.

Dies brachte sein ohnehin heißes Blut in Wallung und er gelobte heimlich, diese Unthat seinerzeit wieder eben so blutig zu rächen.

Bei den Indianern ist es Sitte, daß nach einem über die Feinde errungenen Sieg ein Tanz — der sogenannte Skaltanz — angestellt wird, woran alle Männer des ganzen Stammes Theil nehmen, welche hierzu auch alle ihre Weiber und Kinder mitzubringen pflegen.

Das an James verheiratete Weib bat ihren Mann, an dem stattfindenden Siegesfeste theilnehmen zu dürfen, machte aber die Erfahrung einer abschlägigen Antwort, da — wie er meinte — es nicht statthaft sei, daß ein Weib bei dem Feste tanze, welches aus Anlaß des über die Brüder ihres Gatten gewonnenen Sieges gefeiert werde.

Das Weib aber fand sich nichtsdestoweniger bei dem Feste ein, und theilte sich an den dabei vorkommenden Tänzen. Davon in Kenntniß gebracht eilte ihr Mann herbei, und vom Zorn über ihren Ungehorsam überwältiget, versetzte er ihr mit seinem Tomahawk einen Schlag, daß sie augenblicklich zusammenstürzte und als todt weggetragen werden mußte.

Ein Gemurmel des Unwillens über diese That durchlief die Versammlung, und schon glaubte Backwourth sich verloren, als der Häuptling — sein Schwiegervater — Ruhe gebeth, und folgende Worte an die Anwesenden richtete:

„Rühret den weißen Mann nicht an, sondern höret vorerst was ich euch sagen werde. Er hat mir ein Kind, meinen Söhnen eine Schwester, eueren Weibern eine Freundin und Jugendgespielin entrißen. Ich weiß dieses, und will doch, daß ihm dafür nichts geschehe, denn er hatte Recht gethan, daß er sie tödtete. Wozu brauchte sie ihm ungehorsam zu sein? Ich erlaube euch Allen, so zu thun, wenn, wie diese hier, euere Weiber euch den Gehorsam versagen sollten!“

Dann sich zu Backwourth wendend, fuhr er fort: Du thatest Recht daran, das unfolgsame Weib erschlagen zu haben. Und damit du weißt, daß ich dir darob nicht zürne, so gebe ich dir meine jüngere Tochter zum Weibe. Sie ist schöner und verständiger als diese da. Nimm sie hin und wandle mit ihr in Frieden!“ —

Verwundert über den unerwarteten Ausgang des Ereignisses und zugleich auch auf seine Sicherheit bedacht, willigte er ohne Weiteres in den Antrag seines Schwiegervaters, und nahm noch am selben Tage dessen zweite Tochter zum Weibe.

Als er nun Abends mit ihr, die in der That um vieles schöner und verständiger war, nach Hause gieng, vernahm er unter seinem Lager ein lautes Schluchzen und Wehklagen, und nachdem er um die Ursache zu erforschen, nachsah, fand er zu seinem Erstaunen sein erstes Weib unter dem Lager versteckt und ihn bittend, sie nicht zu verstoßen, da sie von nun an ein recht braves, folgsames Weib werden wolle.

Nachdem man sie nämlich vom Spielplatze weggetragen hatte, ließ man sie unbeachtet liegen, und weil sie nicht todt war, wie man allenthalben geglaubt hatte, so erholte sie sich nach wenigen Stunden von selbst, und suchte ihren Gatten auf, um ihn um Verzeihung und Wiederaufnahme in sein Haus zu bitten.

Er wollte lange nicht einwilligen, doch rührte ihn am Ende ihre Treue, und er räumte ihr die durch ihren Ungehorsam verlustig gewordenen Rechte wieder ein. Die jüngere aber schickte er sodann zu ihrem Vater zurück.

Es könnten der abentheuerlichen Erlebnisse dieses tollkühnen Mannes hier noch zu Hunderten erzählt werden, wenn nicht alle das gleiche Gepräge der höchsten Rohheit und Barbarei an sich trügen. Ich unterlasse es daher, die Fantasie meiner lieben Leser mit solchen Schauerzzenen weiter zu erhitzen, und entschuldige die erzählten damit, daß ich das Völkerleben eines Theiles unserer Erde einigermaßen zu charakterisiren suchte, welcher von Vielen noch immer als ein Eldorado, als der alleinige Hort wahrer Glückseligkeit betrachtet wird.



Einiges über die Entdeckung des Goldes und der Diamanten in Brasilien.

Schon vor ungefähr 150 Jahren entdeckte man, daß Brasilien nebst seiner vor allen Theilen der Erde bevorzugten Pflanzenwelt auch noch andere Vorzüge, nämlich einen überaus großen Reichthum an Gold besitze.

Man fand es zuerst in den bei Rio-Janeiro — der Hauptstadt des Landes — liegenden Gebirgen.

Über die Entdeckung selbst gehen verschiedene Versionen; die bekannteste ist, daß die Portugiesen, welche mit den Indianern in Krieg verwickelt waren, wahrnahmen, daß diese sich des Goldes zu ihren Fischangeln bedienten. Und nachdem sie sich um die Art und Weise, wie die Wilden dasselbe gewinnen, näher erkundigten, erfuhren sie, daß eine große Menge dieses Metalles jährlich von den Bergen heruntergespült und in dem Sande und Kies zurückgelassen werde, welcher in den Thälern nach Ablauf und Verdunstung des Wassers verblieb.

Diese Mittheilung bestätigte sich nicht nur vollkommen, sondern es fand sich immer mehr Gold vor, je mehr man sich die Mühe nahm, die Gebirge zu durchwühlen, Flüsse abzugraben und nach verschiedenen Richtungen abzuleiten. Aber nicht allein, daß es nur mit Hilfe des Wassers an's Tageslicht gefördert wurde, so wurde dasselbe auch gegraben, und wiewohl weniger ergiebig, gewährte es noch immer eine recht befriedigende Ausbeute.

Vorher war es eine Arbeit der Sklaven, den Grund der Flüsse und die hohlen Stellen der Regenbäche zu durchsuchen und das gewonnene Gold vom Schlamm zu reinigen, womit es allzeit vermischt ist. Namentlich waren es Schwarze, welche zu diesem Ende von den Portugiesen in großer Anzahl gehalten wurden. Die Einrichtung nach welcher diese ihre Arbeit verrichten mußten, bestand darin, daß Jeder von ihnen verbunden war, seinem Herrn täglich eine Achtelunze Goldes zu liefern, die Unze nach unserem Gewichtssysteme zu 2 Loth oder $\frac{1}{12}$ Apothekerpfund gerechnet. Wer so glücklich oder so fleißig war, ein größeres Quantum, als das bedungene, zu finden, konnte sich das Übrige als Eigenthum behalten, und wenn er ein hinlängliches Stück zusammengebracht, sich damit loskaufen. Auf diese Art verschafften sich viele von ihnen nicht nur ihre Freiheit, sondern auch ganze Strecken Grundes, auf welchem sie entweder die Goldsucherei fortbetrieben, oder wenn ihnen dieses zu wenig Ausbeute lieferte, Pflanzungen anlegten, wodurch mancher zu Ansehen und großen Reichthümern gelangte.

Der fünfte Theil des gewonnenen Goldes gehörte dem Könige von Portugal, als damaligen Herrn über Brasilien, und betrug nach einem alten Reisewerke des Engländers Lord Anson jährlich mehr als 300,000 Pfund Sterling (ungefähr 3 Mill. Gulden unseren Geldes).

Eine zweite, nicht minder ausgiebige Einkommensquelle Brasiliens both und biethet noch immer das Graben und Suchen nach Diamanten, welche ungefähr 30 Jahre nach Auffindung des Goldes daselbst entdeckt wurden. Sie werden wie das Gold auf dem Grunde der Flüsse und in den Regenbächen, wiewohl nur an gewissen Orten und

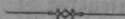
nicht durchgehends im Lande angetroffen. Man fand sie öfter bei Gelegenheit des Goldwaschens, ehe man wußte, daß es Diamanten waren, daher sie mit dem Riese wovon man das Gold reinigte, oft weggeworfen worden sein mochten.

Alte Leute von dort erinnern sich noch recht gut, daß ihnen nicht selten eine Menge solcher Steine durch die Hand giengen, wovon sie jetzt ein einziger kleiner Splitter reich zu machen vermöchte. Juweliere und andere sachkundige Leute schöpften aus der Unkenntniß der Bevölkerung lange Zeit ungeheurere Vortheile, indem sie die dem Riesel nicht unähnlichen Steine sammeln ließen und vorgaben, dieselben zu der Bereitung des Glases zu bedürfen. Da selbst hochgestellte Persönlichkeiten nahmen nicht Anstand, sich auf Kosten der Unwissenden zu bereichern, und zum Beweise führen wir an, daß einer der damaligen Statthalter Brasiliens eine ungeheurere Menge solcher Steine sammeln ließ und vorgab, Rechensteine zum Kartenspielen oder zu dem damals sehr beliebten Brettspiele (Damenbrettspiel) anfertigen zu lassen.

Bevor wir unseren Aufsatz beendigen, wollen wir noch eine kurze oberflächliche Beschreibung des Diamants hier folgen lassen. Er ist ein glasartiger Körper mit einem eigenthümlichen Glanz, ist sehr hart, und schneidet in alle Körper ein, ohne von einem andern geschnitten werden zu können. Er kommt stets als Krystall vor, dessen Flächen gewöhnlich abgerundet sind, und läßt sich mit Leichtigkeit parallel mit den Flächen des regelmäßigen Octaeders spalten, was ihn sehr leicht gebrechlich macht; sein spezifisches Gewicht = 3,52; verliert in der Oxydationsflamme leicht seinen Glanz, schmilzt in Feuer so gut

wie jede andere Substanz aus Kohlenstoff, wenn er in Form eines Pulvers mit Salpeter gemengt wird.

Er ist selten vollkommen durchsichtig; gewöhnlich ist er durch gelbliche oder bräunliche Farben verunreinigt. Auch findet man bei ihm selten entschiedene und lebhaftere Farben. Es gibt schwarze und völlig undurchsichtbare Diamanten, die aber nichts destoweniger einen außerordentlichen Glanz bekommen, wenn sie geschliffen werden.



Ein Nachtstück aus Schweden.

Die skandinavischen Länder sind von jeher der Hauptsitz des widersinnigsten Aberglaubens gewesen. Daß aber auch das neunzehnte Jahrhundert nicht im Stande war, das daselbst herrschende Dunkel zu durchdringen und aufzuhellen, beweiset nachstehende, aus glaubwürdigem Munde erzählte Begebenheit.

Gleichwie einst — Gott sei es gedankt, daß wir diese Zeit im Rücken haben — auch bei uns der Glaube bestand, oder wenigstens die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, mit dem bösen Feinde Bündnisse einzugehen, um zu Geld und Gut oder zur Erfüllung irgend eines anderen sehnlichen Wunsches zu gelangen, also wurzelt dieser Glaube in Schweden und Norwegen noch immer in eben so unerschütterlicher als bedauerlicher Weise. Da ist es aber nicht nothwendig, daß der Mensch erst zu dem Norsgubbe (alten Satan) komme und sich

seine Hilfe erhandle, sondern ein solcher Mensch wird schon bei seiner Geburt dazu ausersehen, zeitlebens ein Knecht des Bösen zu sein und zu bleiben. Und daß Norsgubbe sicher gehe, zapft er dem Kindlein bei der Geburt ein Tröpflein Blutes aus dem kleinen Finger, wodurch es ihm für alle Zeit verfallen bleibt. Zu bestimmten Zeiten des Jahres treffen die beiden Bundesgenossen zusammen und zwar an Orten, wo der sogenannte Hexensabbath abgehalten zu werden pflegt. In Schweden nennt man zwei solcher verrufenen Orte, nämlich Blakulla und Josefssdal, und besonders das letztere ist es, wovon in der Jetztzeit viel Abenteuerliches und Widersinniges erzählt wurde.

Vor ungefähr fünf Jahren lebte in der Nähe von Stockholm ein Älternpaar, welches das Unglück hatte, ein Kind zu besitzen, das von seiner Geburt an beständig krank war und durchaus nicht gedeihen wollte. Obwohl bereits in einem Alter von 5 Jahren, so wog es doch nicht mehr als 25 Pfund, und dieses allein war Grund genug, die tiefbekümmerten Ältern der Verzweiflung nahe zu bringen, da nach dem Glauben des schwedischen Volkes ein Kind von unverhältnißmäßig geringem Gewichte dem Norsgubbe angehöre, und sohin für die Ältern wenig oder keine Freude zu erwarten stand.

Ja eine böse Nachbarin, wie es deren nun überall gibt, wollte mit leibhaften Augen gesehen haben, wie von dem Kinde in der Nacht des letzten April auf den ersten Mai die Blakullafahrt durch den Rauchfang unternommen worden war, wobei es sich erst in seiner wirklichen Gestalt, dann als großer feuriger Wurm, dann als Elster und zuletzt als große, gewaltige Fledermaus gezeigt haben soll.

Der Kummer um sein geliebtes Kind brach dem Vater das Herz und man begrub ihn ein halbes Jahr nachher, als ihm die Nachbarin die Gewißheit mitgetheilt hatte, daß sein Kind dem Bösen verfallen sei, der mit jedem Tag kommen könne, um es in sein infernalisches Reich abzuberoufen.

Aus einem eben so seltenen als unerklärten Grunde hatte die Mutter von jeher weniger Neigung zu dem Kinde gezeigt als der Vater, und als überdies noch solche entsetzliche Gerüchte ausgebreitet wurden, glaubte sie ihre wenige Liebe damit gerechtfertiget, und sieng — von bösen, abergläubischen Weibern angestachelt — an, dasselbe zu quälen, und ihm die vor Allem nöthige Aufmerksamkeit und Pflege zu entziehen. Sie nannte das Kind nicht anders als den „Teufelsbraten,“ und sann zuletzt nur immer darüber nach, wie und auf welche Art sie sich dasselbe vom Halse schaffen könne.

Trotz ihres bösen Vorsazes wollte sie das Kind jedoch nicht blindlings dem Bösen überantworten, sondern gieng zu einer ihrer Nachbarinen, welche in dem Ausestand, böse Zauber bannen zu können und bat sie, sich ihres „beseffenen“ Kindes anzunehmen.

Diese zeigte sich auch bald dazu bereit und versprach, mit dem Kinde vorerst eine Probe anzustellen, ob der „Alte“ denn auch wirklich über dasselbe Gewalt haben sollte, oder ob das was man sich erzählte vielleicht nur ein böswilliges Gerede der Leute sei?

Zu dieser Zeit erhielt das Kind am Kopfe ein Geschwür von dem man nicht wußte, welche Ursache demselben zu Grunde liegen mochte. Das war nun ein neuerlicher Beweis, wie richtig man daran war, das Mädchen

für ein Kind des bösen Feindes zu halten, und nun sollte ohne Aufschub zu einer näheren Untersuchung geschritten werden. Was aber sollte mit dem armen Geschöpfe vorgenommen werden? Nichts mehr und nichts weniger, als ihm mit einem glühenden Eisen die Wunde auszubrennen, in der man eines jener Merkmale zu erkennen glaubte, welche Morggubbe seinen ihm verfallenen Opfern aufzudrücken pflegt. Überstand das Kind diese grausame Tortur, so war das Ganze ein bloßes Gerede der Leute gewesen und das Kind hatte außer den Schmerzen der Brandwunde nichts Schlimmeres mehr zu erwarten. Überstand es aber die Operation nicht, nun so geschah ihm nichts mehr als sein Recht, und es verfiel nur etwas früher seinem bejammernswerthen Loose.

Bald glühte das Eisen, womit die verhängnißvolle Probe vorgenommen werden sollte, und das Kind lag gebunden zu den Füßen der Zauberin, die eben einen Knebel drehte, womit es dem armen Opfer unmöglich gemacht werden sollte, seinen Schmerz in Klagerufen laut werden zu lassen.

Etwas abseits saß die entmenschte Mutter, die es nicht ungern zu erwarten schien, daß ihr Kind der Operation zum Opfer falle, denn der Freier, der sie zum Weibe zu nehmen versprach, zeigte beim Erblicken des kranken und überdies so arg verrufenen Kindes nicht übel Lust, das Eheversprechen rückgängig zu machen.

Jetzt wurden auf der Straße Männertritte gehört, und bald darauf klopfte es heftig an der Hausthüre. Die von der Last des bösen Gewissens gedrückten Frauen zitterten wie Espenlaub, und lange währte es, bis Eine derselben sich entschloß, die Thüre zu öffnen, während die

Anderere die Werkzeuge zu dem vorhabenden Verbrechen zu entfernen suchte. Doch zu spät war die Bemühung der Letzteren, denn schon trat ein königlicher Kommissär in die Stube, und ihm folgten eine Anzahl von Häfchern und Dorfbewohnern, die von dem vorhabenden, beispiellos grausamen Akte eben noch frühe genug Kunde erhielten, um dessen Ausführung verhindern zu können.

Das Erste war, daß man das arme Kind seiner Bande entledigte und einem Nachbar zur Pflege übergab, bis das Gericht eine weitere Verfügung treffen würde; sodann erfolgte die Verhaftung der unnatürlichen Mutter sowie der Nachbarin, die sich zur Vollstreckerin der grausamen Handlung bereit erklärt hatte. Man band sie mit eben den Stricken, womit früher die Hände und Füße des Kindes gebunden angetroffen wurden, und nach einigen Wochen schon verkündete man den beiden Verbrecherinnen das Urtheil mehrjähriger Kerkerstrafe.

Das Kind aber wurde in eine Heilanstalt übergeben, wo bei Anwendung geeigneter Mittel nicht nur dessen Kopfwunde geheilt, sondern auch sein bisher als unheilbar erklärtes Siechthum aus dem Grunde gehoben wurde.



Der Föhn.

Hast du lieber jugendlicher Leser wohl schon einmal vom „Föhn“ reden gehört, von diesem gewaltigen Sturmesriesen, der mit unbegrenzter Gewalt alles was ihm begegnet mit sich fortnimmt, Bäume entwurzelt und in die Tiefe schleudert, Felsstücke losreißt, Bäche und Flüsse aufwühlt, Häuser abdeckt und mit einem Worte, die ganze Natur in Aufruhr zu bringen im Stande ist?

Der Föhn, unter welchem Namen dieser so gefürchtete Gast hauptsächlich in der Schweiz bekannt ist, wird größtentheils, und zwar immer mit Unrecht ein Lokalwind genannt, während es sicherer, ja ganz richtig ist, ihn für eine aus den glühenden Sandwüsten Afrika's kommende Erscheinung zu halten. Die Alpen benehmen ihm wohl etwas seinen südlichen Charakter, da sie ihn abkühlen; bewirken aber zugleich, daß er schwerer wird, und deshalb um mit so größerer Wucht in die Thäler hinabstürzt. Daher kommt es auch, daß er zur Winterszeit und im Frühjahr mit weit mehr Heftigkeit daherbrauset als zur Sommerszeit, wo selbst in den höheren Regionen eine gemäßigtere Temperatur angetroffen werden kann, sowie auch sein Auftreten bei Tage von minder schlimmen Folgen als jenes bei Nacht begleitet ist.

Die Vorboten des Föhn könnten ganz gut eine hübsche, angenehme Erscheinung genannt werden, wenn nicht schon die bloße Erinnerung an ihn Aller Gemüther mit Furcht und Entsetzen zu erfüllen im Stande wäre.

Erst füllt sich der südliche Himmel mit bunten, durchsichtigen Wölkchen, die sich um die Spitzen der Berge wie leichte, lustige Kronen ansetzen. Die Sonne scheint einen Theil ihres Lichtglanzes eingebüßt zu haben, denn sie geht matt und bleich unter, indeß der Himmel in heller Röthe strahlt. Die Luft ist schwül, und es fällt kein Tropfen Thau, womit den geängstigten, nach Erholung lechzenden Geschöpfen Kühlung gebracht würde. Auch der Mond blickt trübe hernieder, und die Luft wird so dünn und klar, daß man zu glauben versucht wird, als ob alle Gegenstände auf halbe Distanz näher gerückt worden wären. Später nimmt der Hintergrund des Firmamentes eine dunkle, rothblaue Färbung an. Jetzt nimmt der Föhn seinen Anfang, und erst durch die Bäume der höheren Wälder brechend, fängt es zu tosen und zu rauschen an, als ob alle Wässer wie auf ein plötzliches Machtgeboth losgelassen würden.

Die Wirkung des Föhn auf das thierische Leben ist eben so unbehaglich als ungesund, da Alles was athmet, mit einer unerklärlichen Bangigkeit und Beklemmung erfüllt wird. Rind und Pferd, Ziege und Gemse, alles sucht der verdorrend wirkenden Strömung zu entgehen und frische Luft zu haschen. Selbst die Blume beugt sich widerstrebend dem versengenden Ruffe. Um wie viel mehr ist es dem Menschen zu verzeihen, wenn er zittert und seine Pulse höher gehen, ihm, der am meisten darunter leidet, der so vieles durch ihn verlieren kann, und von allen Geschöpfen die Schwere des ober ihm schwebenden Unglückes am richtigsten zu erfassen und zu würdigen versteht! —

Zur Charakteristik des chinesischen Volkes.

Ein Reisender, welcher auf seinen Wanderungen auch nach China gekommen war, schreibt in seinen Reisebriefen an einen Freund nachstehende Begebenheit, womit für das viele bisher über China, über die dortige schlechte Gerichtspflege und endlich über die maßlose Bestechlichkeit und Charakterlosigkeit der Beamten ein weiterer Beleg geliefert wird.

Um diese Schilderung möglichst getreu und anschaulich wiederzugeben, halte ich mich an die Wortfolge des Briefes, und erzähle wie folgt:

„Als wir bei Macao vor Anker lagen, bat ein Offizier, welcher lange Zeit krank gewesen war, um Erlaubniß, an einer nahen Insel täglich auf einige Stunden an's Land gehen zu dürfen, weil er glaubte, daß solche Spaziergänge zur Wiederherstellung seiner Gesundheit viel beitragen würden. Unser Kapitän widersprach ihm, weil er die Börsartigkeit der Chinesen kannte, der Offizier bestand jedoch auf seiner Bitte, und so wurde denn endlich ein Boot bemannt, welches ihn an's Land bringen sollte.

Am ersten Tage verrichtete er seinen Spaziergang, ohne daß ihm von der Bevölkerung irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre; allein schon am andern Tage wurde er gleich nachdem er das Land betreten hatte, von einer Schaar Chinesen überfallen und so

lange mit Stöcken und Knütteln geschlagen, daß er — ohne sich im Mindesten gewehrt zu haben, in Ohnmacht fiel. Hierauf plünderten sie ihn aus, nahmen ihm seinen Degen, dessen Scheide aus Silber war, seine Uhr, sein mit einem goldenen Knopfe versehenes spanisches Rohr, und noch viele verschiedene und werthvolle Dinge. Einer der Matrosen, welche den Offizier an's Land bringen geholfen hatten, eilte auf den Hilferuf desselben herbei, und wollte auf die Räuber schießen; erinnerte sich aber noch bei Zeiten der Fatalitäten, die er seinem Capitän bereiten würde, wenn die Regierung den gewaltsamen Tod eines ihrer Unterthanen erfahren sollte. Seine Waffen von sich werfend, stürzte er unter die Diebsbande, und rettete so mit kühner Hand und ohne daß er einen Tropfen Blutes vergossen hatte, seines Herrn Leben und Freiheit.

Als der Capitain nach erfolgter Rückkunft des Bootes bei einem hochgestellten Mandarin Klage führte, versprach ihm dieser die geeigneten Nachforschungen anstellen und die Verbrecher strenge bestrafen zu lassen, ließ aber nicht undentlich merken, wie wenig ihm an der Sache gelegen sei; ja er bemerkte sogar, daß die Behörden solche unbedeutender Vorfälle wegen nicht immer Amt zu handeln in der Lage wären, und es somit gerathener sein möchte, lieber gar nicht zu landen, als sich solchen Vorkommnissen auszusetzen.

Indessen fügte es sich, daß der Lebensretter des Offiziers nach einer geraumen Zeit und bei Gelegenheit der Einschiffung von Lebensmitteln unter den anwesenden Chinesen einen jener Schelme erkannte, welche dem Offizier in räuberischer Weise seine Habe abgenommen hatten. Unser Capitain ließ ihn ergreifen und auf dem

Schiffe in Gewahrsam bringen, stattete aber gleichzeitig einen Bericht an den Mandarin ab und bat, daß gegen den Verhafteten das gerichtliche Verfahren eingeleitet werden möge.

Statt dessen aber kam noch am selben Tage der Mandarin auf unser Schiff, und verlangte mit barschen Worten die Freilassung des Räubers, widrigens er sich genöthiget sähe, ihn mit Gewalt aus unseren Händen zu befreien. Empört über ein solches Benehmen gegen Fremde, und obendrein von Seite eines der ersten und angesehensten Beamten, erklärte unser Capitain entschieden, diesem Verlangen nicht allein nicht nachkommen zu wollen, sondern gab Befehl, den Räuber unverweilt niederschießen zu lassen. Vorerst sollte jedoch ein strenges Verhör mit ihm vorgenommen werden, um die Namen der Mitschuldigen zu erfahren und dem Kaiser sofort die Anzeige erstatten zu können.

Da stellte sich beim Verhör heraus, daß der Mandarin nicht allein seinen Antheil am Raube bezogen, sondern selbst den Auftrag zur Beraubung des Offiziers gegeben hatte. Das dünkte unserem Capitain denn doch etwas zu arg, und eben wollte er Befehl geben, ein Boot nach Canton abzuschicken, um den Vorfall zur höheren Kenntniß bringen zu lassen, als der Mandarin neuerdings auf's Schiff kam, sich dem Capitain zu Füßen warf und unter den jammervollsten Ausdrücken der Angst und Verzweiflung um Gnade flehte. Dabei erboth er sich zur Rückstellung aller gestohlenen Gegenstände, sowie zur Leistung eines von dem mißhandelten Offizier zu bestimmenden Schadenersatzes.

Der Capitain ließ sich endlich unter Bezeugung

der größtmöglichen Verachtung bewegen, von der Anzeige abzustehen. Dem gefangenen Spitzbuben aber ließ er eine Tracht Prügel aufzählen, und nachdem die gestohlenen Gegenstände an Bord gebracht waren, wurden die Beiden unter lautschallendem Gelächter unserer Schiffsbevölkerung an's Land gebracht.

Ein zweites Beispiel von der Charakterlosigkeit des chinesischen Volkes sollst du liebster Freund in nachstehenden Zeilen erfahren:

Als wir einst eine große Anzahl Hühner, Änten und Gänse für das Schiff angekauft hatten, starb zu Aller Verwunderung der größte Theil des Geflügels noch am nämlichen Tage, was der Vermuthung Raum gab, als habe man den Thieren Gift beigebracht, um uns auf diese Art gleichfalls das Leben nehmen und sodann heranzen zu können. Eine dieserwegen angestellte Untersuchung ergab indeß, daß man das Federvieh kurz vor dem Verkauf und zu dem Zwecke mit Steinen und grobem Sande vollstopfte, um dessen Gewicht zu vermehren, und dadurch einen größeren Profit als bei einem ehrlichen Kaufgeschäfte zu erzielen.

Und so könnte ich Dir Hunderte von Beispielen mittheilen, um Dich von der übergroßen Neigung der Chinesen für Dieberei und Betrug zu überzeugen, wenn ich anderseits nicht befürchten müßte, daß Du gegen diese Nation allzusehr eingenommen werden, und selbst ihren entschiedenen Fortschritt in Kunst und Industrie unterschätzen möchtest, in welcher Beziehung sie den meisten Nationen unserer Erde so wahrhaft weit vorangeeilt ist.



Das Farrenkraut.

An uns liegt es allein, wenn wir die reichen Gaben der Natur nicht immer nutzbringend zu verwenden wissen.

Wer das in vielen Wäldern so häufig vorkommende Farrenkraut (*Filices*) mit seinen zierlichen, den Straußfedern ähnlichen, blaßgrünen Blättern kennt, dürfte wohl auch wissen, daß es bisher zu nichts Besserm als zur Streu für das Vieh verwendet wurde.

Erst die wunderbaren Fortschritte der Chemie haben uns seinen Werth enthüllt, und deren reichen Inhalt an Kalisalzen nachgewiesen.

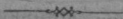
Das Farrenkraut oder der Farren, welcher im südlichen Amerika zu Bäumen heranwächst, gehört zu den perennirenden (ausdauernden, überwinternden) Gewächsen mit kriechendem oder stämmigem Wurzelstocke. Seine wedelförmigen Blätter sind sammt dem Stiele vor der Entfaltung meist schneckenförmig eingerollt, und nach ihrer Entwicklung größtentheils mehrfach zusammenge setzt.

Seine zierlichen Formen ersetzen den Abgang an farbigen oder duftigen Blüten, und als Frucht trägt es auf der unteren Blattfläche verschiedengestaltete Häufchen, die entweder nackt, oder mit einem außerordentlich feinen, durchsichtigen Häutchen bedeckt sind.

Das Einsammeln der Blätter kann von Kindern im erwerbunsfähigsten Alter verrichtet werden, und beginnt

zu Ende August oder Anfangs September, wenn die Blätter braun zu werden und zu verdorren anfangen.

Sind die Blätter erst getrocknet, so werden sie in Gruben zu Asche verbrannt, diese sodann in Bottiche gegeben, mit kaltem Wasser übergossen, und so fünf bis sechs Tage stehen gelassen, wodurch das Kalisalz ausgezogen wird. Dann gießt man das Wasser von der Asche, dampft es in einem Kessel über gelindem Feuer ab, wo alsdann der verbleibende Rückstand das werthvolle Kalisalz bildet, welches besonders in Potaschenfabriken vielen und guten Absatz findet.



Im Indianerlager.

Ich hatte Gelegenheit — erzählte einer meiner Freunde, der sich lange Zeit in Amerika aufgehalten — in ein Indianerlager geführt zu werden, als eben eine große Versammlung zusammenberufen worden war, und wobei die von der Regierung an die Indianer zu entrichtenden Jahresgelder nach Familien (Sippen) vertheilt werden sollten.

Zusammenkünfte aus einem Anlaß wie der vorbenannte sind für den Indianer wahre Festtage, und erinnern nicht übel an unsere Jahrmärkte und Kirchweihfestlichkeiten, nur mit dem Unterschiede, daß es bei diesen weniger kriegerisch aussieht, der Indianer jedoch nie anders als vollkommen bewaffnet angetroffen werden kann.

Inmitten eines großen, von den Häuten wilder Thiere verfertigten Zeltes sitzt der Regierungskommissär, welcher die Jahresgelder an die Häuptlinge auszufolgen bestimmt ist. Ihm zur Seite sitzen seine Hilfsbeamten, umgeben von wahrhaft riesigen Büchern und Protokollen, in welchen die Forderungen der Familien vorgeschrieben stehen und die geschehenen Abstattungen eingetragen werden. In- und ausserhalb des Zeltes liegen auch noch Waarenballen in allen Gestalten und Größen aufgeschichtet, was sich damit erklärt, daß diese Jahresgiebigkeiten nicht immer in Geld, sondern je nach Wahl der Indianer auch in Haus- und Küchengeräthschaften, wollenen Decken, Mouffelin, Tuchresten, Kleidungsstücken, Flinten, Pulver, Schrott, Pulverhörnern, Zündhütchen, Arten, Hauen, Schaufeln u. d. g. verabfolgt werden.

Rings herum in den übrigen, weniger kostbaren Zelten wird Whiski (eine Art des stärksten Brantweines) ausgeschänkt, Fleisch und Mehl verabreicht, welche Artikel entweder unentgeltlich von der Regierung beige stellt, oder auch von Verkäufern feilgebothen werden. Eigentlich ist es verbothen, an die Rothhäute Whiski zu verkaufen, weil man nur allzugut weiß, welche verderblichen Wirkungen er auf dieselben ausübt, sie um die mühsam beigebrachten Begriffe von Treue und Glauben bringt, und zur Vollbringung der gräßlichsten Handlungen zu verleiten vermag. Bei solchen Gelegenheiten macht man jedoch eine Ausnahme; nur bestimmt man das Maß des zu konsumirenden Getränkes, und verhindert so die sonst unvermeidlichen Uebergriffe und Ausschreitungen.

Ich saß neben dem Regierungskommissär oder wie er eigentlich genannt wird, Agenten, und harrete der

Dinge, die nach der früher eingeholten Explikation stattfinden sollten.

Die Häuptlinge traten Einer nach dem Andern zu uns in das Zelt, und jeder hatte einen Begleiter bei sich, welcher nichts weiter als einen stummen Zeugen abzugeben hatte. Theils grüßten sie uns, indem sie nach Art von uns Europäern ihre Turbane abnahmen, theils schritten sie feck und trotzig heran, und nicht selten ward uns ein Blick zu Theil, der zu anderer Zeit und an andern Orten nicht übel fähig gewesen wäre, uns das Blut in den Adern gerinnen zu machen. Sie waren bis an die Zähne bewaffnet, und die Federn auf ihren Turbanen, deren Anzahl sich nach der von ihnen erlegten Feinde richtete, flatterten wild durcheinander, was abermals nicht wenig dazu beitrug, dem Ganzen einen recht abenteuerlichen Charakter aufzuprägen.

Es sei mir gestattet, hier das fast durchgehends gleiche Costume der Häuptlinge zu beschreiben, in welchem sie vor uns erschienen waren. Sie hatten sämmtlich eine große, wollene Decke, in welche sie sich der Länge nach einwickeln konnten. Unter derselben, um die Lenden herum, trugen sie ein Fell vom Stinkthiere, welches theils mit Federn, theils mit Glöckchen und Schellen, und theils auch wieder mit Schnüren von Perlen verziert war. Ihre Gesichter waren bemalt, ihre Nasen und Ohren durchstoßen und mit Ringen aus allerlei hellpolirtem Metalle oder auch aus Elfenbein, durchzogen. In den Händen trugen sie zum Theil Flinten, zum Theil Bogen und Pfeile, von welchen letzteren sie überdies einen Köcher voll um die Schultern hängen hatten.

Einige der Häuptlinge verkehrten mit dem Agenten

in englischer Sprache. Es waren dies diejenigen, welche uns bei ihrem Eintritt begrüßt hatten. Bei den Andern war der Verkehr schon ein schwierigerer, doch immer noch um vieles besser und schneller, als ich anfangs gedacht hatte. Man hatte nämlich zu mechanischen Mitteln Zuflucht genommen und wie ich bemerkte, ganz mit dem erwünschten Erfolg. Die Begleiter der der englischen Sprache unkundigen Häuptlinge trugen eine Unzahl kleiner Stäbchen aus Zuckerrohr oder anderem Holze mit sich, welche in Parthien zusammengebunden, die Familien, und je einzeln ein Familienglied vorzustellen hatten. Der Agent prüfte die Anzahl der markirten Stäbchen mit den Büchern, und wenn diese mit jenen übereinstimmten, bezahlte er entweder die entfallenden Beträge, oder erfolgte die gewählten Gegenstände.

Die Angelegenheit verlief ruhig und wie es schien, allseits zufriedenstellend. Wenn sich aber auch hie und da kleine Differenzen ergaben: das gemässigte Benehmen des Agenten fand immer einen begütigenden Ausweg, ohne daß den Partheien oder der Regierung ein Nachtheil zugegangen wäre.

Den Schluß der Versammlung im Indianerlager machte ein Kriegestanz, welcher mit einer wahren Höllenmusik begleitet wurde. Die Instrumente zu dieser Musik bestanden aus großen, mit Fellen überspannten, breiten Reifen, auf welche mit Knochen von erlegten Thieren oder auch mit solchen von überwundenen Feinden heftig geschlagen wurde; ferner aus metallenen Platten nach Art unserer Hafendeckel, und endlich aus langen, schrilltönenden Rohrpfеifen, was zusammengenommen das phantastische des Ganzen um ein Bedeutendes erhöhte.

Uebrigens dürfte der ruhige Verlauf dieser nicht so ganz unwichtigen Angelegenheit mancher Versammlung zivilisirter Nationen als Vorbild zur Nachahmung dienen.

Die Perlenfischer von Panama.

Der Gewährsmann für manches meiner in dieser Sammlung gebrachten Bilder aus dem Natur- und Völkerverleben macht, bevor er auf den, dem obigen Titel entsprechenden Gegenstand übergeht, eine kleine Abschweifung, und uns das erhabene Schauspiel eines Wasserfalles vorführend, erzählt er in liebgewohnter Weise wie folgt:

„Wir lagen bei Quibo vor Anker, als der Kapitain mit mir und noch einigen Offizieren ein Boot bestieg, um einen nördlich von Quibo liegenden Meerbusen zu besuchen. An der Stelle wo wir ans Land stiegen, fanden wir einen überaus fruchtbaren Boden, und was uns vor Allem am schätzbarsten war, einen Ueberfluß wahrhaft vorzüglichen Süßwassers. Weiters entdeckten wir an der nordöstlichen Seite der Insel einen Wasserfall, welcher, wie wir dafür hielten, alles übertraf, was die Natur in dieser Art hervorbringen konnte. Ein Bach voll des reinsten, klarsten Wassers, ungefähr 120 Fuß breit, stürzte sich von einer steilen Höhe von beiläufig vierhundert fünfzig Fuß hernieder. Das Bett, worin er lief, sah sehr

unregelmässig aus, war ganz aus Felsen, und seine beiden Seiten nebst dem Boden waren mit großen einzelnen Steinen überhäuft, welche den Lauf des Wassers oft unterbrachen, denn an einigen Stellen lief es von den Abhängen mit einer schnellen aber doch gleichen Bewegung, während es sich an anderen Orten über den hervorragenden Rand des Felsens senkrecht in die Tiefe stürzte. Dieser Bach lag inmitten eines schönen Waldes, und selbst die überaus großen Felsen, welche über dem Wasser hiengen, und durch ihre verschiedenen, hervorragenden Theile die Unebenheit des Kanals verursachten, waren mit hohen Bäumen bedeckt. Während wir Alle in diesem herrlichen Anblicke versunken waren, und bald die verschiedenen Tinten des Wassers, bald die Felsen, und bald wieder die mannigfachen Gruppierungen der Bäume bewunderten, überraschte uns — gleichsam zu noch größerer Verherrlichung des Ganzen — ein überaus großer Flug von Macawes (einer Gattung von Papageien), die ober unseren Häuptern schwebten und zu mehreren Malen uns umflatterten, was, da die Sonne auf ihr buntes Gefieder schien, einen wahrhaft zauberischen Anblick gewährte.

Ob wir nun gleich während dieser Fahrt längs der östlichen Seite der Insel keine Einwohner antrafen, so sahen wir auf dem Lande doch viele Hütten, sowie große Haufen Schalen der feinsten Perlenmutter, die an verschiedenen Stellen herumlagen. Diese Schalen rührten von den Perlenfischern her, welche im Laufe des verflossenen Sommers hier anwesend waren, und werden im Meerbusen von Panama in solch erstaunlicher Menge gefunden, daß wir öfter nur aus dem Boote zu langen brauchten, um sie zu greifen und an Bord zu bringen.

Die Perlenmuschel ist in der Regel sehr groß, und um zu versuchen, ob das Thier auch genießbar sei, öffneten wir einige derselben und kosteten ihren Inhalt. Unsere Neugierde fand jedoch nicht die gewünschte Befriedigung, denn wir fanden das Fleisch äusserst zähe und unschmackhaft.

Die reichsten Perlenmuscheln sind diejenigen, welche in großen Tiefen gefunden werden, wenn ihnen auch jene, welche am Strande liegen, an Größe und Gestalt nichts nachgeben.

Man sagt auch, daß die Perle von der Eigenschaft des Bodens annimmt, auf welchem die Muschel gefunden wird; so z. B. soll wenn der Boden schlammig ist, auch die Perle entweder eine dunkle oder trübe Farbe besitzen.

Die Perlenfischer — meistens Neger — holen die Muscheln zuweilen aus wahrhaft erstaunlicher Tiefe. Die Einwohner von Panama und der benachbarten Küste, deren ausschließlicher Erwerb die Perlenfischerei ist, unterhalten deren oft eine große Menge, und unterziehen dieselben vorher mancher schwer auszuführenden Probe. So z. B. haltet man sie nicht eher für vollkommen tauglich, als sie nicht eine festgesetzte Zeit unter dem Wasser auszuhalten vermögen, und ihnen der Abgang der Luft aus Nase, Mund und Ohren das Blut hervordrängt. Ja man ist so barbarisch mit ihnen, daß man sie eher im Wasser umkommen läßt, bevor man ihnen auch nur eine Sekunde der vorgeschriebenen Zeit nachsehen möchte.

Aus dem afrikanischen Urwalde.

Der wegen seiner besonders in Afrika gemachten Entdeckungstreisen berühmt gewordene Du Chailu erwähnt in seinen Reiseberichten zweier Bewohner des afrikanischen Urwaldes, welche eben so furchtbar sind, als sie ihrer Gattung und Größe nach, für ganz gewöhnliche und unbedeutende Geschöpfe erklärt werden müssen.

Der Eine davon ist eine Wespe, der Andere eine Ameisengattung, und nachdem von diesen Thieren in unseren Naturgeschichten bisher gar nichts vorkommt, so sei es mir gestattet, unter Verantwortlichkeit des genannten Reisenden mich über dieselben etwas umfassender auszulassen.

Das erstgenannte Insekt, die Wespe, hat beiläufig die Größe und Gestalt von unserer Honigbiene, und wird von den Eingebornen Clowarz genannt. Sie besitzt eine Wildheit die an's Unerhörte grenzt, weshalb sie auch von Menschen und Thieren auf das sorgfältigste vermieden wird. Die bloße Berührung des Baumes, auf welchem sie ihr Nest hängen hat, genügt, daß sie über das unglückliche Opfer herfällt und ihm Stiche versetzt, die ihm zwei bis drei Tage die unsäglichsten Schmerzen verursachen, ja nicht selten den Tod herbeiführen. Menschen und Thiere suchen ihr dadurch zu entgehen, daß sie in den erstbesten Fluß springen, dort untertauchen und eine Weile unter dem Wasser fortschwimmen, bis der Schwarm vorüber oder wieder in seine Zellen zurückgekehrt ist.

Eine von diesen Thieren bewohnte Stelle wird von

den Eingebornen oft auf Stundenlänge umgangen, was als unumstößlicher Beweis gelten kann, in welchem Grade sich dieses Thierchen in Respekt zu halten versteht.

Der zweite Bewohner des afrikanischen Urwaldes ist der Baschiknai, der sich gerade wie die Wespe Menschen und Thieren gleich furchtbar macht. Du Chaillu meint, daß diese Ameise keine eigenen Haufen bilde, sondern gleich Nomaden sich fortwährend auf Wanderung befindet. Sie ist in solch großer Anzahl vorhanden, daß es platterdings unmöglich ist, selbst nur eine einzige Schaar mit Zahlen auszudrücken. Unser Reisender beobachtete einmal einen Zug solcher Thiere, der nicht weniger als zwölf Stunden gedauert haben soll.

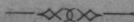
Sie fällt an, was ihr in den Weg kommt, und wie bei der Wespe, kann man sich auch vor ihr am ersten durch einen Sprung in's Wasser retten. Zur Tödtung einer Ratte oder eines andern gleichgroßen Thieres bedarf sie kaum mehr als einer Minute, und verläßt ihr Opfer nicht eher, als bis dasselbe bis auf die Knochen aufgezehrt ist. Fällt solch ein Heer in ein Haus ein, so reinigt es dasselbe für längere Zeit von allem Ungeziefer, und nichts vermag ihnen einen Widerstand zu biethen.

Von der ungewöhnlichen Größe eines halben Zolles, sind auch ihre Freßwerkzeuge verhältnißmäßig größer und stärker als die der europäischen Ameise. Besonders ihre Kneipzangen sind von wahrhaft außerordentlicher Festigkeit und Schärfe. Sie fassen ihr Opfer im Sprunge an, welcher so heftig ist, daß sie selbst auf ihre Sicherheit nicht Bedacht nehmen, und wenn dieser mißlingt, sie oft zwei- bis dreimal unter einander zusammenpurzeln.

Setzt noch Einiges über die Art ihrer Wanderung

selbst. Die Linie, welche ihren Lauf bezeichnet, ist eine regelmässige, zwei bis dritthalb Zoll breit, und gewöhnlich mehrere englische Meilen lang. Zur Seite dieser Linie gehen größere Ameisen, welche das Amt von Offizieren versehen und den Zug in Ordnung erhalten.

Eigenthümlich dabei ist, daß sie auf ihren Wanderungen der Sonne möglichst zu entgehen suchen, und sich lieber lange Strecken unter der Erde fortwühlen, als daß sie sich deren sengenden Strahlen aussetzen möchten. Ueberrascht sie auf ihren Wanderungen der Hunger, so halten sie still, und überfallen was ihnen Lebendes in den Weg kommt. Maus und Ratte, Kaze, Tiger und Hyäne, Hirsch und Leopard unterliegen ihren Ueberfällen, und nach unglaublich kurzer Zeit kann davon nichts weiter als das nackte, dürre Gerippe angetroffen werden.



Häring und Scholle.

Ein Bekannter des Verfassers und gewesener Matrose, aus Lübeck gebürtig, erzählte eines Tages bei Einnahme des Abendimbisses nachstehende Thiersage, welche hier ihrer Originalität wegen aufgenommen zu werden verdient:

„Der Wallfisch war nicht immer der König unter den Fischen, wenn ihm der Ruf, der größte Fisch zu sein auch gleichwohl nicht genommen werden kann.

„Da begab es sich nun einmal, daß die Fische zur Wahl eines neuen Königs schritten, und diesesmal sollte der-

jenige den Sieg davon tragen, welcher beim Wettschwimmen zuerst das Ziel erreichen würde.

„Und nun stellten sich die Fische am Ufer auf, und wie vielerlei Arten man auch zählt, so war doch eine jede dabei vertreten. Damals gab es auch noch keinen Rangunterschied, und Hai und Hecht, Karpfe, Barsch und Häring, Schell und Scholle, Gründling und Silberfischchen standen einander erwartungsvoll gegenüber.

„Jetzt gab man das verabredete Zeichen, und schneller als der Pfeil der Sehne zu entwirren vermag, setzte sich Jeder der Theilnehmer am Wettstreite in Bewegung, und suchte zuerst das gesteckte Ziel zu erreichen.

„Allen Fischen an Schnelligkeit voraus und dem Ziele am nächsten waren der Häring und die Scholle. Weil sich diese aber während der Wette zu öfteren Malen umfah, gewann der erstere einen Vorsprung, wodurch er zuerst an's Ziel gelangte.

„Hierauf wurde der Häring für die Dauer eines Jahres zum Könige ausgerufen.

„Nicht genug aber, daß sich die Scholle darüber ärgerte, so verrenkte sie sich auch während der Fahrt noch überdies einen Muskel, wodurch sie genöthiget wurde, fortwährend und bis auf den heutigen Tag das Maul schief zu tragen.“ —

Ein Schiffbruch.

Zu Anfang des Monates Oktober 1860 war es, als im atlantischen Ocean, in der Nord- und Ostsee die Herbst-Aequinoctialstürme furchtbare Verwüstungen anrichteten, und wobei nahe an 200 Schiffe ihren Untergang gefunden haben.

Von diesen vielen Schiffbrüchen, wählen wir zur Beschreibung den englischen Dampfer „Arctic“, und zwar deshalb, weil im englischen Handelsdepartement ein officieller und somit glaubwürdiger Bericht hierüber vorliegt, welcher die beschworene Aussage des auf dem Schiffe bedienstet gewesenen Untersteuermannes enthält, und auszugsweise hier wiedergegeben werden soll.

„Am 2. Oktober (1860) Morgens acht Uhr als aus W. S. W. eben ein leichter Wind wehete, verließen wir Grimsby, und hatten eine ziemlich gute Fahrt bis gegen Mitternacht, wo dann der Wind bedeutend zunahm und uns auf schlechtes Wetter schließen ließ. Gegen Morgen des 3. Oktober wuchs der Wind zu einem Sturm heran, der immer heftiger wurde und die See so hochgehend machte, daß sie uns Mittags in den Maschinenraum hineinschlug, die Feuer auslöschte, und die Maschine auf einmal zum Stillstande brachte. Diesemnach wurden wir genöthigt das Großstachsegel aufzubrassen und die Decksohlen über Bord zu werfen, damit das Schiff erleichtert würde, und alle Mannschaft an die Pumpen zu stellen, um das Wasser auszuschöpfen, welches bereits 3 Fuß tief in den Schiffsraum gedrungen war. Wir lagen im Hohl-

tief der See die immer über uns hereinbrach, und uns Nachmittags vier Uhr sämtliche Backbordsboote zerschlug. Wir mußten an der großen Tafelage ein Segel anbringen, welches das Schiff dichter an den Wind halten sollte; doch blieb dieses wie alles was wir anwendeten, ohne allen Erfolg. Aller Hände, welche nur immer zu arbeiten vermochten, waren bemüht das Wasser auszuösen; doch schneller als sie öseten, brach die See wieder auf sie herein.

Jetzt brach der 4. Oktober herein und mit ihm alle Schrecken, welche ein Seesturm im Gefolge hat. Morgens um 8 Uhr gieng der Wind noch stets als Orkan wehend, nach Nordwest um, wodurch das Schiff vollends unlenkbar wurde. Gegen 11 Uhr gewahrten wir Land, und unsere Herzen schöpften Hoffnung, wenn gleich wir von demselben noch auf 14 englische Meilen entfernt waren. Das Schiff trieb auf dasselbe zu, wobei es vier englische Meilen in der Stunde zurücklegte. Mittags ließen wir erst das Steuerbordsanker, dann das Backbordsanker gehen, Tau und Kette derselben bis zu Ende abfierend, als das Schiff plötzlich auf einer Sandbank auffuhr. Es war dies bei Harboöre unweit Lemwig, und die See war so hoch, und der Orkan so gewaltig und fürchterlich, daß die Mannschaft genöthiget ward, ihre Zuflucht auf der Tafelage zu nehmen. Bald darauf überzog die See das Schiff, wobei sie das Deck ganz kahl machte, und überdies von den Passagieren zwei Damen, einen Herrn, die Kajütsjungfer, einen Heizer und ein Kind mit fort riß. Die Passagiere und die Kajütsjungfer waren eben aus der Kajüte getreten um sich auf die Tafelage zu flüchten, als sie über Bord geschlagen wurden und ertranken. Kurz

darauf stieß das Schiff über die Sandbank, und sank mehr als eine halbe englische Meile vom Strande in ein 5 Faden tiefes Wasser, so daß die Masten kaum zur Hälfte aus dem Wasser herausfahen. Mannschaft und Passagiere hiengen gleich Fliegen an denselben, der Obersteuermann jedoch, welcher eben in der Vorkajüte sich befand als das Schiff sank, fand in den Wellen seinen Untergang.

Der nahe Strand war von Menschen bedeckt, welche sich lange vergebens den Schiffsbewohnern bemerkbar zu machen suchten. Sie feuerten zu diesem Ende Raketen ab, doch unglücklicher Weise erreichte keine derselben das Schiff. Zugleich machten sie mehrere und verschiedene Versuche, ein Rettungsboot vom Strande über die Landsee zu bringen. Des andern Tages glückte ihnen dieses endlich, und sie holten 6 Personen, darunter 4 Passagiere vom Schiffe ab. Die Bemannung des Bootes war so glücklich, auch die übrigen Schiffsbewohner zu retten; als man aber der Brandung nahe kam, rannte das Boot an eine Klippe, welche der hochgehenden See wegen nicht bemerkt werden konnte, und warf drei Mann der Bemannung, unter welchen sich ein Engländer befand, der mit edler Selbstaufopferung sich zur Rettung der Unglücklichen erbothen hatte, in das empörte Element hinaus, in welchem sie auch ihren Untergang fanden.

Der Verlust welcher der englischen Regierung durch den Untergang dieses einen seiner schönsten Dampfer zugienge, belief sich auf 60,000 Pf Sterl. oder nach unserm Gelde ungefähr 600,000 Gulden.

Tigerjagden.

Nachstehende Jagdscenen entnehmen wir dem Tagebuche des als Lieutenant in der Bombay-Armee dienenden William Rice, und glauben im Vorhinein den Dank unseres Lesers zu verdienen, wenn wir bemerken, daß derselbe einer der erfahrensten und beherztesten Jäger ist, welchen die Jetztzeit in dieser Richtung aufzuweisen vermag.

Wir lassen ihn bei seiner unbestreitbaren Begabung für Jagdschilderungen selbst erzählen, und bemerken nur noch das Eine, daß wir dem lieben Leser nur einige der interessantesten Begebnisse im Auszuge folgen lassen.

„Am 14. Februar 1850 erhielt das 25. Regiment der einheimischen Infanterie der Armee von Bombay, welchem ich als Lieutenant angehöre, Befehl, in das Lager von Mimash (an der Straße von Bombay nach Delhi, ungefähr in gleicher Entfernung von beiden Staaten) in der Radschputana abzumarschiren. Das Land in welches wir gelangten, besaß eine Menge großer Thiere, und einige Wochen nach unserer Ankunft begab ich mich das erste Mal zu Fuß auf eine Königstiger-Jagd. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß dieser Tiger seinen Wohnsitz in der Nähe des Dorfes Bahara (13 englische Meilen von unserem Lager) aufgeschlagen hatte. Ich gieng in Begleitung eines meiner Waffengenossen, des Lieutenants Little, zu Pferde dahin ab. Wir hatten unsere Beute und unsere Pferde vorausgeschickt. Nachdem wir ungefähr 20 Einwohner um uns versammelt, durchstreiften wir mit ihnen das Gebüsch; allein, obwohl wir ganz frische Spuren des

Thieres, welches wir suchten, gefunden, so war es uns doch unmöglich, seinen Schlupfwinkel zu entdecken. Da Little in das Lager zurückkehren mußte, so blieb ich, in der Hoffnung, vom Mondschein Nutzen ziehen zu können, allein in dem Dorfe, und stellte mich an den Zugängen eines Teiches, an welchem der Tiger jede Nacht seinen Durst löschte, auf. Ich ließ einen alten, hinkenden, halbverhungerten Ochsen an einen nahen Baum binden, erkletterte mit drei Doppelflinten einen andern Baum, und legte dieselben auf eigens behauene Nester nieder. Hier wartete ich drei oder vier Stunden lang schweigend auf das Thier, allein nichts zeigte sich, und der Mond gieng unter. Da die Dunkelheit jetzt zu tief war, als daß ich etwas zu unterscheiden vermocht hätte, so ließ ich meine 3 Gewehre an den Fuß des Baumes hinabgleiten, und stieg dann selbst herunter. Kaum hatten meine Füße jedoch den Boden berührt, als ein entsetzliches Gebrüll, das sich plötzlich in einem nur zwölf Schritte von mir entfernten Gebüsch erhob, mich dergleichen erschreckte, daß mir die Haare zu Berge standen. Ich ergriff eines meiner Gewehre, und feuerte die beiden Räufe auf Geradewohl in das Gebüsch ab, hoffend, meinen Feind dadurch zum Rückzuge zu zwingen; allein statt sich zu entfernen, fieng er im Gegentheil mit einer Heftigkeit zu brüllen an, was meine Besorgniß nicht wenig erhöhte. Umsonst feuerte ich die mir noch übrig gebliebenen vier Schüsse ab, auf jeden Schuß antwortete das Thier mit wüthenderem Geheul. Da ich mich endlich vollständig entwaffnet sah, so rannte ich so schnell als möglich in das Dorf zurück, und begegnete in einiger Entfernung mehreren Männern, die mir entgegen kamen. Sie hatten aus den aufeinander folgenden Knallen und

aus der sie begleitenden Helle geschlossen, daß ich nicht auf dem Baume geblieben, sondern auf den Boden herabgestiegen, und also in einem Kampf, Brust gegen Brust mit dem Tiger begriffen sei. Als ich ihnen gesagt was sich zugetragen, willigten sie ein mich zu begleiten, um meine Waffen zu holen und den Ochsen zu befreien.

„Kaum hatten wir die drei Gewehre wieder in unsern Händen, so wurden wir von einem neuen Gebrüll begrüßt, das uns abermal zum Rückzug zwang. Ich brachte die Nacht unter einem Baume in der Nähe der Wohnungen zu, und sobald die Morgenröthe den Saum des Horizontes zu vergolden anfieng, kehrte ich zu dem Ochsen zurück. Das arme Thier war aber todt, und mehr als zur Hälfte verzehrt. Unglücklicherweise mußte ich noch Vormittags in das Lager zurück, was mir die Gelegenheit benahm, den von Nahrung vollgestopften Tiger zu überfallen. Ich reiste ab unter Verwünschungen auf die Bestie, die auf meine Kosten eine so gute Abendmahlzeit gehabt hatte, denn ich mußte natürlich den Eigenthümer des Ochsen aus meinem Beutel entschädigen. Es war übrigens ein Glück, daß keiner meiner Schüsse getroffen, denn wenn das Thier wirklich verwundet worden wäre, so hätte es mich nicht so leichten Kaufes davon kommen lassen. Dies war mein erstes Zusammentreffen mit den Tigern. Man höre jetzt das zweite, welches am 6. April stattfand.

„Ich hatte am Vormittag einen Bären getödtet, und kehrte zu Pferde, in Begleitung zweier Bhils*) in

*) So nennt man die Landeseingebornen, welche meistens kräftige und unerschrockene Jäger sind.

mein Zelt zurück. Schon hatten wir die Straße des Dorfes erreicht, als wir zwei Reisende wahrnahmen, welche mit allen Zeichen des Entsetzens, schreiend auf uns zuliefen. Sie meldeten uns, sie hätten soeben einen großen Tiger entdeckt, der an einer Seite des Weges auf der Lauer liege, und zeigten uns den Ort, wo er sich befinde. In der Hoffnung, ich werde ihn erschießen können, stieg ich augenblicklich ab, und nahm meinen Weg nach dem angezeigten Orte. Bald kam der Tiger aus einem sechzig Schritte von mir entfernten dichten Gehölze in einigen Sprüngen hervor, und eilte über das ausgetrocknete Bett eines Wildbaches hinüber. Mein Hund Bull, der mich nicht hatte verlassen wollen, und ohne Zweifel eine Art Wild wahrzunehmen glaubte, oder aber seiner angeborenen Feindseligkeit gegen das Raubgeschlecht gehorchte, machte sogleich Jagd auf das Thier, und gab Laut. Vergeblich pfiff ich, um ihn zurück zu rufen. Bald hörten wir, daß er den Tiger in ein Gebüsch gestellt hatte. Einige Augenblicke giengen vorüber, worauf einer meiner Bhils mir lebhaft zurief, der Tiger kehre zu uns zurück, und sich dann sofort unter die Gebüsche verkroch, um sich dem Anblicke des Ungethüms zu entziehen. Wirklich kam der Tiger springend zurück, und der Hund folgte ihm auf dem Fuße. In einer Entfernung von dreißig Schritten feuerte ich meinen Karabiner auf ihn ab, warf ihn dann weg, und eilte zu meinem Bhil in das Gebüsch, den ich, eine Felsenspitze erkletternd, rasch überholte.

„Ich war selbstsüchtig genug, mir Glück zu wünschen, daß ich diesen Sicherheitsort zuerst erreicht hatte, während mein minder starker Gefährte in seinem Hinaufstiegsversuch scheiternd, in das Gebüsch hinabstürzte, und

große Gefahr lief, von dem wüthenden Thiere zerrissen zu werden. Nach Verlauf einiger Zeit erreichte er ebenfalls so glücklich wie ich, auf der Straße die beiden Reisenden, in deren Obhut ich mein Pferd gelassen hatte. Ich sagte daß ich fest überzeugt sei, den Tiger getroffen zu haben, weil ich gleich nach dem Schusse eine Bewegung seines Kopfes bemerkt hätte. Wir hielten Rath und es wurde ausgemacht, daß die beiden Bhils mit mir bis zur Stelle zurückkehren sollten, an welcher ich meinen Karabiner weggeworfen. Wir fanden ihn wirklich, und ich lud ihn rasch wieder; dann stießen wir zu unserem größtem Erstaunen auf den Cadaver des Tigers, der vollständig todt war. Durch einen außerordentlichen Zufall hatte meine Kugel ihn an der Spitze des Kopfes getroffen, und ihm den Hirnschädel vergestalt gespaltet, als hätte man ein Beil dazu verwendet. Dies war ein besonderes Glück. Das Thier maß von der Nasenspitze bis an das Ende des Schwanzes 11 Fuß 6 Zoll englische Maß.

„Am 24. April durchforschte ich 6 Meilen weiter hin mit einem Duzend Männer, die Umgegend eines Dorfes, Namens Danghur. Als wir an den Ruinen eines auf einem bewaldeten Hügel liegenden Forts vorbeikamen, hörte ich einen Tiger brüllen. Alle unsere Anstrengungen, ihn aus seinem Schlupfwinkel herauszulocken, waren indeß vergeblich.

„Auf jede Ladung Steine, mit denen meine Bhils aus ihren Schleudern ihn überschütteten, antwortete er mit neuem Gebrülle. Endlich faßte ich den Entschluß, mich in gebückter Stellung bis zu einem Baume zu schleichen, dessen oberer Theil das Dschungel beherrschte. Ich that es und kletterte dann, nur mit einem leichten, einläu-

figen Karabiner bewaffnet, den Baum hinan. Von hieraus konnte ich das unter Dornengebüschen liegende Thier vollkommen überblicken; ich gab Feuer, und traf es am Kopfe, worauf es wüthend brüllend fortstürzte und verschwand. Nachdem wir einige Zeit gewartet, beschloßen wir, uns in ein einziges Peloton an einander zu schließen, und den Blutspuren zu folgen; allein bald giengen sie ganz aus. Dessen ungeachtet erriethen die Bhils nach der bis jezt bekannten Richtung, auf ziemlich sichere Art das neue Ayl, in welches der Tiger sich geflüchtet haben konnte. Während der Rest meiner Truppe einen Umweg machend, ihn auf mich zu treiben versuchte, gieng ich in gerader Linie auf den mir angedeuteten Ort zu. Am Rand eines, eine Schlucht beherrschenden Felsens angekommen, entdeckte ich den Tiger auf einem entgegengesetzten Abhang. Er lag der ganzen Länge nach da, und schien todt. Auf einem Baume neben ihm saßen etwa 20 Geier, und jeden Augenblick kamen von allen Punkten des Horizontes andere herbeigeslogen, die neben den ersten Platz nahmen. Bei diesem Anblicke schwang ich mein Casquet *) und stieß einen Freudenruf des siegreichen Jägers aus. Allein die Scene änderte sich rasch: der Tiger, welcher nichts weniger als todt war, erhob sich plötzlich, und stürzte brüllend nach der Seite, von welcher die Treiber herkamen. Mein Erstaunen war so groß, daß ich auf Gerathewohl meine beiden Schüße abfeuerte, die zwar fehlgiengen, aber doch wenigstens den Vortheil hatten, meine Leute auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam

*) Kopfbedeckung.

zu machen. Sie erhoben sofort ein gewaltiges Geschrei, das den Tiger ablenkte, als er nur noch 40 Schritte von ihnen entfernt war. Es ist dies das erste und einzige Mal, daß ich Geier um ein Thier sich sammeln sah, das nicht tödtlich verwundet war.

Am folgenden Tage machte ich mich schon bei Tagesanbruch mit meinen beiden Hunden auf den Weg, um den Tiger aufzusuchen, und traf ihn wirklich viel früher als ich vermuthet hatte. Es war ein Glück für uns, daß wir in diesem Augenblicke alle beisamen waren, denn hätte meine Truppe sich zerstreut, so wäre wohl einer derselben als Opfer gefallen. Da das Gebüsch so dicht war, daß man sich des Gewehres darin nicht bedienen konnte, so erstieg ich den Gipfel des Hügels, und als einer meiner Leute der sich auf einen Baum aufgestellt, mir die Annäherung der Bestie, die kriechend auf mich loskam, signalisirt hatte, tödtete ich sie auf zwanzig Schritt mit einer Kugel, welche ihr mitten durch den Kopf fuhr. —

William Rice tödtete in 365 Jagdtagen, auf fünf Campagnen vertheilt, 68 Tiger, 3 Panther und 25 Bären, ungerechnet alle diejenigen, welche er mehr oder minder verwundete. Man sieht daraus, daß die französischen Löwentödter in Algerien einen würdigen Nebenbuhler in Indien gefunden haben.

Ueber die Empfindlichkeit einiger Pflanzen.

„Alles was mit Leben und Gedeihen begabt ist, vegetabilisches wie thierisches, besitzt einen gewissen Grad von organischer Reizbarkeit, ein Gefühlsvermögen, das größer oder kleiner ist, je nach der Beschaffenheit der Funktionen, die es zu erfüllen hat.“ —

Ungefähr mit diesen Worten beginnt ein von einem uns zu früh entriessenen, verdienstlichen vaterländischen Schriftsteller über die Empfindlichkeit einiger Pflanzen geschriebener Artikel, und das gleiche Thema behandelnd, wie nicht minder von der Wahrheit dieser Worte tief durchdrungen, glaube ich nur wohl daran zu thun, wenn ich mich derselben als Einleitung nachstehender, von mir gemachter Wahrnehmungen bediene.

Zuförderst ist es die Balsamine (*Noli me tangere*, oder zu deutsch: Rühr' mich nicht an) welcher ich mein Augenmerk zuwende. Wer von den lieben jugendlichen Lesern kennt nicht diese in Blatt und Blüte so hübsch geformte, ausserordentlich dankbare einjährige Blume, wie sie in verschiedenen Farben als: weiß, hoch-, blaß- und kirsch-roth, violett und auch mehrfärbig in unseren Gartenbeeten angetroffen wird? Ihr Stengel wäre gegen die zarten, feingezahnten Blätter fast unverhältnißmäßig dick zu nennen, wenn wir uns nicht bald überzeugen würden, daß ein schwächerer Stengel die Menge der Blüten nicht zu ertragen vermöchte, die von einer einzigen Pflanze hervorgebracht wird. Die Blüte ähnelt jener der Malve

im halb entfalteten Zustande, und läuft, vier oder mehr Kronen bildend, um den Stengel herum, so zwar, als ob dieser von einem Blumenguirland drei- bis viermal umwunden wäre. Zu diesem Farbenspiel bildet das sanfte Grün der Blätter eine angenehme Abwechslung. Oben geht die Pflanze in einen schönen regelrechten grünen Stern aus, der sich wie ein schützendes Dach über die Blüten ausbreitet.

Aus den Blüten bilden sich Samenkapseln nach Art der Stachelbeeren, nur etwas kleiner und mit unzähligen feinen Haaren bedeckt. Diese Kapseln sind es eben, welche ihres feinen Gefühles wegen, unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Denn wenn sie nach erlangter vollständiger Größe nur leise berührt werden, so plagen sie mit unglaublicher Schnelle, und es kommen eine Unzahl feiner Fäden zum Vorschein, welche sich in eben dem Momente als die Kapsel zerplatzt, in kleine, niedliche Schnörkel und Ringelchen zusammen rollen. Ein Uneingeweihter der von der Sensibilität dieser Pflanze nicht unterrichtet ist, muß unwillkürlich erschrecken, wenn er in den Händen plötzlich eine Bewegung verspürt, als ob sich daraus ein großes Insekt, wie z. B. eine Spinne oder dergleichen aus den Händen loszuringen suchte.

Noch empfindlicher als die Balsamine ist die schöne, zartgeblätterte Mimosa, (*Mimosa leucocephala*), welche ihre Blätter nur allein bei Tage offen hält, bei Einbruch der Dämmerung aber fächerartig zusammenlegt. Bei andern Aralideen ist dies wohl auch der Fall, doch schließt sich bei diesen nur die Blüte, während sich bei der Mimosa auch die Blätter der Pflanze zusammenfalten. Ich habe es versucht, die Blume zu täuschen, dadurch, daß ich sie künstlich beleuchtete, und so wachhalten zu können glaubte;

doch gelang mir der Versuch nur theilweise, da die meisten der Blätter, und darunter hauptsächlich die älteren und stärkeren unentfaltet blieben, und sich nur erst öffneten, als der neue Tag sein Licht über dieselben ausgegossen hatte.

Wer die Blätter des Zitterkleeß genau betrachtet, wird an denselben eine stette Bewegung, ein Zibiren, wie von einem Rüttchen erzeugt, wahrnehmen, und dieses mag es auch sein, was ihm den obigen Namen verschaffte.

Desfontaines, ein Gelehrter, stellte eine *Sensitiva*, welche bei der leisesten Bewegung ihre Blätter zu schließen pflegt, in einen Wagen, und fuhr mit derselben lange auf einem recht holperigen Weg herum. Darüber erschrak die arme Blume anfänglich so sehr, daß sie die Blättchen augenblicklich schloß und übereinanderlegte. Weil die Fahrt und das dadurch erzeugte Rütteln und Schütteln aber länger fortbauerte, so gewöhnte sich die Blume allmählig daran, und begann nach und nach wieder ihre Blättchen zu entfalten.

Wahrhaft merkwürdig muß uns die sogenannte Fliegenfalle (*Dionaea muscipula*) erscheinen, wenn wir mit ihren Eigenthümlichkeiten bekannt gemacht werden, von denen es eine vergebene Mühe ist, sie auf rein mechanische Weise zu erklären. An ihren Blättern ist ein runder, blattförmiger Lappen angebracht, welcher von solcher Empfindung ist, daß er sich bei der leisesten Berührung mit einer unglaublichen Schnelle, und ganz und gar hermetisch verschließt. Ein Insekt wie z. B. eine Fliege, ein kleiner Käfer, eine Spinne u. d. gl. wird, wenn es sich darauf setzt, im selben Momente von ihr gefangen und erstickt. Erst wenn das Thier todt ist, rollt sich das

Blatt wieder auf, das arme Opfer gleichmüthig abschüttelnd, und sein gefährliches Netz von Neuem wieder auslegend.

Das Innere von Afrika besitzt eine Pflanze, mit welcher der Uebergang zur Thierwelt wahrhaft deutlich in's Auge fällt. Dieses Zwitterding hat die Gestalt einer gefleckten Schlange, welche sich längs der Erde fortzieht, und deren Rumpf mit einer glockenähnlichen Blume geziert ist. Der in dem Kelche verborgene Honig lockt eine Unzahl von Fliegen und Mücken zu sich heran, die sie zu Gefangenen macht, durch den Druck ihrer Blätter zermalmt, und bis auf die härteren Theile in einen milchartigen Brei verwandelt, diese aber, nämlich Kopf, Füße und Flügeldecken ausscheidet und von sich wirft. Wird diese Pflanze, deren Blätter hautartig aussehen, einer genaueren Beobachtung unterzogen, so wird man gewahren, daß ihr Inneres hornähnliche Knorpel besitzt, welche mit einer gelblichen Substanz angefüllt sind, die von den Eingebornen des Landes gesammelt und als Leckerbissen verspeiset werden.

Erlebnisse eines Goldgräbers.

Das „Athenäum," welchem unser vorliegendes Buch schon einige Stoffe zu seinen Aufsätzen verdankt, bringt in einem seiner diesjährigen Nummern nachstehenden lehrreichen Artikel, von welchem der Verfasser dieses Buches nicht umhin konnte, ihn — wenn auch größtentheils mit

anderen Worten der lieben Befewelt als Warnungsruf vor ähnlichen Auswanderungsgelüften vorzuführen.

Arthur Polehampton verließ im Jahre 1852 England, um sich nach Melbourne zu begeben, und langte in Viktoria an, als gerade das Goldfieber seinen Höhepunkt erreicht hatte, und alles aus der Stadt nach den Diggings, d. i. nach den Goldgruben geeilt war.

Der Gouverneur der Kolonie selbst war, wie man sagte, durch die Flucht seiner Diener in die Nothwendigkeit versetzt, den Hüter und Wärter seines eigenen Pferdes zu machen. Von Melbourne begab sich Polehampton nach Sydney und dann nach Newcastle; und da ihm mittlerweile der Gedanken gekommen war, nach Gold zu suchen, so schloß er sich einer Bande Goldgräber an, kehrte zu Schiff nach Melbourne zurück, und begann seine Vorarbeiten.

Von nun an wollen wir Polehampton selbst erzählen, und seine Reiseerlebnisse mit eigenen Worten schildern lassen:

„Statt sogleich nach Melbourne aufzubrechen, wo wir für einen sehr mittelmässigen Tisch und eine ebenso mittelmässige Wohnung — in der wir zugleich genöthigt gewesen wären, mit einem halben Dutzend Fremder zusammen zu schlafen, — wochentlich mindestens 3. Pf. St. zu bezahlen gehabt hätten, machten wir uns gleichsam aus dem Stegreif ein zeitweiliges Obdach, indem wir unsere Lagerstätte mit einem großen Stück groben Segeltuches bedeckten, und die Enden desselben an dem Boden befestigten; — eine echte Zigeunerwohnung, unter welche wir bei Nacht krochen und in unsere Wolldecken einwickelt, jene Ruhe suchten und fanden, welche zuweilen

Leuten, die hinsichtlich ihres Bettes weit besser daran waren als wir, versagt ist. Es gab viele andere ähnliche Wohnungen und Zelte in unserer Nähe, und die Inhaber derselben waren ziemlich verdächtig aussehende Bursche, oder schienen uns wenigstens so. Sei dem aber wie ihm wolle, gegenseitiger Argwohn schien an der Tagesordnung zu sein, und fast Jedermann war mehr oder minder bewaffnet, da bei Sonnenuntergang regelmäßig Gewehre und Drehpistolen abgefeuert wurden, um etwaigen Dieben zu zeigen, daß man auf der Hut sei. Wir hielten es für gut, jede Nacht regelmäßig Wacht zu halten. Ich fieng nun allmählig an, den Unterschied kennen zu lernen, zwischen dem Zustand, in welchem man Dienstboten besitzt, die alle unsere Begehren auszuführen haben, und demjenigen, in welchem man alles selbst thun muß, und erfuhr, nun ich gänzlich auf meine eigenen Hilfsquellen angewiesen war, praktisch den Nachtheil, daß man mich nicht zu einem mannigfaltigen Gebrauch meiner Hände erzogen hatte. Trotz des Diggingskleides, welches ich an hatte und das aus einem Rohpalmenhut, einem Gersehemde, Molefskinhosen und Courierstiefeln bestand, konnte ich weder mir noch andern die unbehagliche Überzeugung verbergen, daß ich in Allem was Handarbeit genannt werden konnte, ein vollkommener Stümper war. Indeß hatte ich, wie die Sachen nun einmal standen, den Trost, zu sehen, daß viele andere in dieser Hinsicht, auch nicht besser als ich daran waren. Ich konnte kein Pferd anschnüren, kein Frühstück kochen, keinen dämpfer (Dämpfer, eine Art Brot) bereiten, welches letzteres in Australien eine höchst wichtige Verrichtung ist, besonders zu einer

Zeit, in welcher ein Laib Brot in den Diggings 6 Schillinge kostet.

„Eines Abends gegen Ende Otktober kam die Gesellschaft welcher ich angehörte, in Vendigo an, das damals noch eine Wildniß war, in der man nur da und dort einzelne Zelte sah, und woselbst ich eines Abends ein eigenthümliches Abenteuer erlebte. Ich verirrte mich nämlich einmal daselbst, und wurde bei jeder Wendung die ich machte, entweder von ganzen Horden wilder Hunde angebellt, oder mit einer Fluth von Flüchen empfangen, oder gar den gröbsten Mishandlungen ausgesetzt, wenn ich in ein Zelt eintreten wollte, um Erkundigung einzuziehen.

„Am Morgen nach unserer Ankunft zeichneten wir unsere Claims aus, und begannen die Arbeit. Als ich mit Hacke und Schaufel etwa vier Stunden lang gearbeitet, fühlte ich mich ziemlich abgemattet; mein Rücken schmerzte mich über und über, meine Hände waren rauh, und überdies that es mir wehe, daß ich — obwohl ich wirklich hart gearbeitet — noch nicht einmal eine, meiner eigenen Körpergröße entsprechende Vertiefung zu Stande gebracht hatte. Von der Hüfte aufwärts war ich noch über dem Grunde, und zu meinem weiteren Verdruß lachten einige Bursche, welche meine ungeheueren Anstrengungen beobachtet hatten, über dieses unbedeutende Resultat. Ich war in der That gänzlich erschöpft, und meine Lebensgeister wurden nicht aufgefrischt, als einer meiner Genossen die Gestalt der durch mich gegrabenen Grube fehlerhaft nannte, und mich auf einen Umstand aufmerksam machte, den ich in meinem Eifer übersehen hatte. Die Seiten der Grube hiengen nämlich so sehr einwärts, daß zu befürchten

war, daß ich wenige Fuß weiter hinab, keinen Stehplatz mehr haben würde, in dem ich arbeiten könne. Vor kurzem noch war mein erster Geschmack an Arbeit, waren meine Goldgräberträume golden gewesen, hatte ich mich mit der Hoffnung gewiegt, mich als einen Mann zu sehen, der in einigen Wochen vielleicht schon, in einem Bassin seine 800 Pfd. Goldklumpen und Goldstaub wasche. Ich war geblendet, und faßte nur das Resultat in's Auge; rauhe Hände und ein schmerzender Rücken waren gänzlich außer Berechnung geblieben, und als ich die ersteren — meine Hände nämlich — einige Augenblicke ruhen ließ, fielen mir die Worte der Eltoner lateinischen Grammatik — einem verhaßten Buche meiner Kindheit — ein, „Effodiuntur opes, irritamenta malorum (Reichthümer, die Reizmittel der Übel werden ausgegraben)“, obgleich ich nicht gerade glaube, daß sie der Dichter in solch einem neuen und praktischen Sinne angewendet wissen wollte. Ich folgerte: wenn ich bei wenigen Stunden Arbeit schon so erschöpft bin, wie werde ich eine mehrmonatliche Arbeit aushalten? Ich war am Nachmittag so ermüdet, daß ich kaum mein Mittagessen anrühren konnte, und fand auch keinen Trost in der Entdeckung, daß einer meiner Genossen zweimal so viel als ich gearbeitet, und doch dabei eine Frische sich bewahrt hatte, die ich wie einem Vorwurf für mich betrachtete. Die Wahrheit war, daß ich, der die Arbeit nicht gewohnt war, mit einer Energie, welche nur wenige Menschen hätten aushalten können, und dabei ohne alles System gearbeitet hatte. Ich war der Meinung gewesen, harte Streiche würden ausreichen. Jetzt sah ich ein, daß es selbst in der gemeinsten Art Arbeit einen Grad von Kunst gibt, und daß ein Mensch,

wenn er seine Arbeit gut verrichten will, nur mit dem Kraftaufwande arbeiten darf, der zur Anstrengung eines ganzen Tages im Verhältnisse steht.

Während des Aufenthaltes in Bendigo wurde, da meine Gesellschaft keine sonderlich guten Geschäfte machte, ein Ausflug nach Ovens-Diggings unternommen, und die Mehrzahl von uns entschloß sich dahin zu gehen. Auch ich gieng mit, doch ganz wider Willen, und in wenigen Tagen schon gewann ich die Überzeugung, daß es unmöglich sei, mit meinen neuen Kameraden oder Tschums, wie man sie in Australien nennt, auszukommen. Ich kehrte daher nach Bendigo zurück. Auf meinem Wege traf ich einen alten Burschen, der sich bitter beklagte, daß er genöthigt sei, um die Kost und 30 Schillinge die Woche, Schafe zu hütthen. Ich schloß mich einer andern Gesellschaft an, und nahm noch einmal meine Zuflucht zum Goldgraben.

Da wir kein Zelt hatten, keines zu kaufen im Stande waren und uns wirklich auch nicht darum kümmerten, indem das Wetter schön war, so verschafften wir uns eine große Wolldecke, die wir zeltartig aufstellten — ein vortrefflicher Nothbehelf, welcher Hitze und Regen recht gut abhielt. Es war dies zwar keine sehr bequeme Wohnung, allein wir konnten darin sitzen und uns niederlegen, und das war gegenwärtig alles, dessen wir bedurften, da die trockene Jahreszeit herannahte. Als wir unsere erste Grube ungefähr 20 Fuß tief von der Oberfläche an, ausgegraben hatten, trugen wir den Wäschstoff, d. i. den einige Zoll dicken Boden der auf sogenannter Pfeisenerde lag, in großen Zinnschüsseln zu dem etwa 200 Yards entfernten Bach; diese Arbeit mußte um so schwerer

genannt werden, als in dem Boden nicht Gold genug war, daß sich das Waschen gelohnt hätte. Wir machten daher eine Probe mit einer andern Grube, die sich ein wenig besser erwies. Unsere Lebensweise war eine der einfachsten, da wir beschlossen hatten, so wenig als möglich Ausgaben zu machen, bis wir auf Gold gestoßen sein würden. Unser Fleisch rösteten wir in Schnitten auf gabelförmigen Holzstücken, oder warfen es in die Asche um es darin gar werden zu lassen; allein später machten wir aus einem Stück alten Hufeisens einen Roß. Teller hatten wir keine, auch keine Gabeln. Unsere Küchengeräthe bestanden aus einem großen Topf, zwei Blechpfännchen, zwei Messern und einem großen plattirten Tischlöffel — dem einzigen, einigermaßen respektirlich aussehenden Geräth, das wir besaßen. Die so rohe Lebensweise that indeß meinem Appetit nicht im geringsten Eintrag. Wir arbeiteten zu hart, um sehr wählerisch zu sein, und versanken allmählig in Barbismus, ein Geständniß, bei welchem ich füglich schamroth werden sollte! Unsere Lebensweise hatte sicherlich einen Grad von Neuheit und Frische an sich, die sie empfehlenswerth machten; sie war ganz frei von bloßem conventionellen Zwang. Mein Aussehen entsprach derselben ganz. Meine Kleidung hatte alles verloren, was an einen gebildeten Goldgräber erinnern konnte, und trug die Spuren harter Arbeit. Mein Bart hatte eine patriarchalische Länge erreicht. Wir standen auf, wenn der Padesel seine Stimme hören ließ, und warteten nicht erst auf den Gesang der Lerche; unsere Arbeit setzten wir bis Sonnenuntergang fort und gestatteten uns nur kurze Unterbrechungen für Frühstück und Mittagmahl. Mit wahrer Wonne genoß ich meinen Abendthee und schmauchte meine

Pfeife Tabak, und wenn ich Nachts mich niederlegte, fühlte ich nicht im geringsten den Mangel eines üppigen Bettes; meine mit Gummibaumlaub ausgestopfte Matratze oder ein Wolldeckenzelt genügten vollkommen. Ihr seht, welch mächtiger Zauberer die Arbeit ist!

Weil ich nun fand, daß sich das Goldgraben nicht lohnte und ich auch auf keinen großen Goldklumpen gestoßen war, wie einige andere besonders Glückliche, überdies meine Gesundheit durch Überarbeiten und den völligen Mangel an Abwechslung von Nahrungsmitteln gelitten hatte, so kehrte ich nach Melbourne zurück, um mich nach irgend einer leichten Beschäftigung umzusehen. Ich hatte genau einen Schilling in der Tasche, als ich in der Stadt anlangte. Meine Versuche, einen passenden Platz zu finden, waren indeß vergeblich. Sämmtliche Regierungsstellen, die wenige Monate zuvor noch völlig ungesucht gewesen, waren besetzt. Meine Mühe ein Pferd und eine Wohnstätte zu bekommen, war eben so erfolglos, wie die, für eine Anzahl Knaben oder Mädchen eine Schulmeisterstelle zu erhalten. Es blieb mir nichts übrig, als auf den Straßen zu arbeiten, oder „den geologischen Hammer zu schwingen“, wie man das Steinbrechen in den Kolonien zuweilen höflich nennt. Jedenfalls war es eine Regierungsanstellung zu 12 — 14 Sch. täglich. Ich wandte mich daher an einen der Aufseher, der sich sehr bereitwillig zeigte, mich zu verwenden, und da er wahrscheinlich errieth, daß es eine Arbeit sei, an die ich nicht gewöhnt war, so suchte er mich löflich aufzumuntern, indem er mir einige Männer zeigte, die ihrer eigenen Aussage nach, sehr respektabel gewesen waren, nämlich einen Rechtsanwalt, einen Chirurgen und einen Schiffsmat! Wie

erfolgreich sie indessen auch in ihren früheren Wirkungskreisen gewesen sein mochten, so erwiesen sie sich doch bei ihrer jetzigen Beschäftigung als nicht sehr erfahren. Der Rechtsanwalt war ein kleiner Mann in mittlerem Alter; seine Beine zitterten, wenn er sich eine kleine Schubkarren-Ladung Steine abholte. Die Augen des Chirurgen waren getrübt, und er trug eine blaue Brille, die ihm kein sehr tagelöhnerartiges Aussehen gab. Er saß bei einem Haufen Steine, von denen er in langen Zwischenräumen einen ablöste, und nachdem er ihn einige Augenblicke neugierig betrachtete, wie dies ein Geologe mit einem Lieblingsstück thun würde, gab er ihm einen oder zwei leichte Schläge mit seinem Hammer, als ob er sich nur mit Mühe entschließen könnte, ihn zu zerbrechen. Am Maat war nichts Merkwürdiges wahrzunehmen, ausser daß er an seinen Füßen wund zu sein schien, keine besondere Neigung für körperliche Bewegung zeigte, und eine verdächtig starke Ähnlichkeit mit einem jener nützlichen Individuen hatte, die man an Bord der meisten Schiffe trifft und darum „Dschimmy-Ducks“ (Enten-Jakob) nennt, weil das Geflügel unter ihrer besonderen Obhut steht. Von den beiden ersterwähnten Männern hatte sich wirklich der eine der Rechts-, der andere der Naturwissenschaft gewidmet. Die andern Arbeiter nahmen die Dinge ebenfalls mehr oder weniger leicht, und der Aufseher zeigte keine Neigung, sie anzutreiben. Einer oder zwei der Leute hatten massive Ringe von Kolonialgold und von Kolonisten gearbeitet, an ihren Fingern. Gut, dachte ich, Straßenarbeit ist noch nicht das schlimmste Rettungsmittel für Hilfslose, — und so gieng ich denn an die Arbeit, oder wie man diese Beschäftigung nennen will. Der Aufseher rieth mir,

in den Zelten zu leben; allein bei Besichtigung derselben fand ich sie so schmutzig und mit Leuten überfüllt, daß ich es vorzog, in einer Hütte ganz nahe am Arbeitsplatze zu wohnen, wofür ich 30 Schillinge wöchentlich bezahlte. Ich hatte da mein eigenes Bettzeug, d. h. Wolldecken, und schlief auf dem Boden eines kleinen Zimmers, in welchem noch drei andere Männer in ähnlicher Weise ihre Schlafstelle hatten. Wasser war so theuer, — 30 Schillinge für eine Pferdelabung — daß ich mit dem Manne, der die Hütte vermietete, über die Quantität die man zum Waschen braucht, in Streit gerieth. Er wollte mir zu diesem Zwecke nicht mehr als einen kleinen Theebecher voll geben.

Trotz meiner Furcht, von irgend welchen englischen Bekannten gesehen zu werden, welche meine Freunde daheim in Kenntniß setzen könnten, daß ich an Straßen arbeitete, blieb ich bei meinen „geologischen Forschungen“ bis zur Vollendung der Wegstrecke, für die ich mich verpflichtet hatte. Um aber dann nur etwas zu thun, verdingte ich mich endlich an einen Hausmaler, obgleich ich nichts von diesem Geschäfte verstand.

Da ich auf einer Leiter stand und die Scene die Straße war, so war auch meine Stellung eine ziemlich in die Augen fallende, und meine Arbeit der Kritik des Publikums ausgesetzt. Indessen suchte ich den Pinsel so kunstgerecht als möglich zu halten, und gewann mit dem Vorrücken der Arbeit nach und nach einiges Vertrauen zu mir selbst. Ueberdies wurde ich zuweilen ermutigt durch mehrere kleine Knaben, welche riefen: „Diese Figur hat ganz meine Augen!“ und andere Bemerkungen gleich ermutigender Art. Allerdings stieg ein momentaner Zweifel in mir auf, ob nämlich Maler von

Profession solche schmeichelhafte Zurufe von den Vorübergehenden erhielten, allein ich unterdrückte dieses Gefühl um so mehr, als, da ich meine Augen aufwärts warf, die Farbe auf's untadelhaftesten aufgetragen schien. Beim Herabsteigen von der Leiter aber, um meinen Farbtopf wieder zu füllen, entdeckte ich zu meinem höchsten Verdruß ein Farbenbächlein, das gerade über den Fußpfad floß und seine Quelle in meiner Arbeit hatte. Ich hatte die Farbe zu dick aufgetragen. Mein Arbeitgeber war glücklicherweise nicht anwesend, und so verdeckte ich rasch dieses unangenehme Zeichen des Geschickschicksalgrades, den ich als Maler besaß, und nahm meine Arbeit wieder auf, als wenn nichts geschehen wäre. Zur Mittagszeit aber kam er, um meine Arbeit zu besichtigen, und ich nahm sein Schweigen als Beweis der Billigung auf, obgleich ich gestehen muß, daß ich einige Besorgnisse hegte. Ehe der Abend hereinbrach, hatte ich solche Fortschritte gemacht, daß ich volles Vertrauen gewann, ich werde im Stande sein, mir meinen Lebensunterhalt durch Malen mit fast eben so großer Leichtigkeit zu verdienen, wie irgend ein Veteran des Pinsels. Ganze Straßen von Häusern zeigten sich meiner hoffnungsvollen Einbildungskraft als meiner verschönernden Berührung harrend; aber ach! mitten in meiner inneren Freude stieß ich unversehens einen Eimer voll weißer Farbe um. Mein Arbeitgeber war in der Nähe; allein obgleich offenbar ärgerlich darüber, sagte er doch nichts, als er mir das Gefäß wieder aufrichten half, und ich wiegte mich in der Hoffnung, daß der Unfall von keiner besonderen Wichtigkeit sein werde. Ich war daher ein wenig erstaunt, — obgleich ich gewiß keinen Grund dazu hatte — als er

mir an demselben Abend noch, wenn auch ziemlich artig, sagte: daß meine Dienste am nächsten Morgen nicht mehr nöthig seien.

Getäuscht in den Städten wie auf offenen Feldern gieng ich in den Wald und sieng Brennholz zu fällen an, die Ladung zu 5 Sch.; allein bald gab ich auch dieses wieder auf, da ich damit nur einen höchst ärmlichen Lebensunterhalt gewinnen konnte. Eben so wenig lohnend zeigte sich das Holzkohlenbrennen. Hierauf verdingte ich mich als Schnitter; meine Ungeschicklichkeit in der Verrichtung dieser Arbeit zog jedoch bald meine Entlassung nach sich. Nachdem ich so von der Glücksgöttin nahezu sechs Jahre wie ein Ball herumgeworfen worden war, ohne irgend etwas Erkleckliches für mich zu Stande zu bringen, machte ich meiner Laufbahn in Australien plötzlich ein Ende, und kehrte nach England zurück, ohne etwas anderes als die gesammelten Erfahrungen mitgebracht zu haben.



Die Schwalbe.

Die Schwalbe, (*Hirundo*, *Chelidon*) dieser auf allen Theilen des Festlandes wie auch auf vielen Inseln vorkommende besiedelte Gast gehört seiner Nahrung nach zu der Gattung der Raubthiere, hat einen sehr breiten, kurzen und etwas gebogenen Schnabel ohne Zahn, sehr lange und spitzige Flügel, ein sehr knappes und dicht anliegendes Gefieder mit bestimmten Farben in großen

Plägen, und lebt bloß von Insekten, die er im Fluge weghascht.

Die Schwalbe ist in Gattungen wenig zahlreich, aber desto zahlreicher an Individuen. Sie schwebt fast beständig in der Luft, hat einen außerordentlich raschen Flug und eine bloß zwitschernde Stimme; sie unterscheidet sich von andern Vögeln auch durch das Nest, welches eine Art Mauerwerk, meistens aus Schlamm und mit dem Schnabel ausgeführt ist. Weil die Schwalben Zugvögel sind, sammeln sie sich im Spätjahr zu Tausenden auf den Dächern, und fliegen dann plötzlich während Tag und Nacht hoch in der Luft über's mittelländische Meer, wo man sie schon oft auf den Schiffen beobachtet hat, nach Afrika.

Es gibt siebenerelei Gattungen von Schwalben, und während wir uns vornehmen, jeder derselben die verdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden, hoffen wir der lieben Lesewelt einen ebenso wissenschaftlichen Dienst zu erweisen, als wir glauben, daß es ihr nicht unangenehm sein wird, über diesen, namentlich in Deutschland gern gesehenen Gast eines Längeren abgehandelt zu sehen, und seine vielen mitunter merkwürdigen Eigenschaften nach Möglichkeit kennen zu lernen.

Die erste Gattung, Dorf- oder Rauchschnalbe (*H. rustica*) genannt, ist gegen 6 Zoll lang, am Rücken glänzend schwarz, unten weiß, Stirn und Kehle braun, und hat am Ende der Schwanzfedern mit Ausnahme der 2 mittlern einen weißen Flecken; sie machen ihre Nester in das Innere der Häuser, meistens auf die Dachböden und bewohnen daher die Dörfer.

Die Alten hielten viel auf die Schwalben und wissen manches von ihnen zu erzählen. So z. B. sagten sie,

daß sie nicht nach Theben gekommen seien, weil diese Stadt oft erobert wurde, auch nicht nach Bizia, weil der König Tereus von Thracien die Progne, die Schwester seiner Frau Philomele mißhandelte und ihr die Zunge angschnitten hat, damit sie es nicht verrathen könnte. Seine Frau setzte ihm zur Rache seinen eigenen Sohn Ithys gekocht als Speise auf. Er wurde dafür zur Strafe von den Göttern in einen Wiedehopf, sie in eine Nachtigal welche ihren Sohn beseufzt, ihre Schwester aber in eine Schwalbe verwandelt, mit einem Bluts Flecken am Halse; daher die Dichter auch das Wort Progne für Schwalbe gebrauchen:

Oder, wie Tereus Glieder er dargestellt in Ver-
wandlung;

Welchen Schmaus Philomela und welches Geschenk
ihm bereitet;

Welches Flugs sie die Wüsten ereilt und mit wel-
chem Gefieder

Hammervoll sie zuvor um ihr eigenes Dach sich
geschwungen. *)

In Deutschland wird die Schwalbe überhaupt, namentlich aber die Dorfschwalbe als ein zutrauliches, munteres, thätiges und nützlichcs Thierchen geschont, und es darf es nicht leicht ein muthwilliger Knabe wagen, nach einer solchen zu werfen oder sie zu fangen. In Italien dagegen werden sie ohne Barmherzigkeit in Menge gefangen und verzehrt, und zwar gleich bei ihrer Ankunft, mit Netzen, welche man des Morgens nach einem Regen auf

*) Virgil. Ecl. VI. 78. nach der Uebersetzung von Voss.

Wiesen oder längs der Bäche stellt. Hat sich einmal eine gesetzt, so kommen alle andern vorüberfliegenden herbei, und der Fang wird sehr ergiebig. Da man ist so grausam, während sie ihr Nest bauen, eine Schlinge mit einer Feder oder etwas Baumwolle an einem langen Faden vor die Stelle zu hängen, wornach sie fliegen und sich fangen.

Ein auf Vorthail allzusehr bedachter Schriftsteller des 17. Jahrhunderts meint, „man solle die Schwalben aus den Häusern abschaffen, darum, weil sie so viel Geplerr und Zischens machen, abgesehen davon, daß der Wirth ganz und gar keinen Nutzen von ihnen hat. Dann wann sie wegziehen was lassen sie anders hinter sich, als einen Haufen Roths und Unflats? damit sie die Bünen und Böden besudlen. Wann gute Zeit ist, bei Sommertagen, so bleiben sie eine Zeit lang: wann aber der betrübte Winter herankommt, so verlassen sie ihren Wirth, als untreue Gäste. Es seynd zwey Thiere, welche immerdar bei und umb den Menschen sind, die gleichwohl nicht zahm werden, noch sich angreifen lassen: die Fliege und die Schwalbe. Daher Pythagoras mit dem Sprüchwort: *Hirundinem sub eodem tecto ne habeas* *) andeuten wollen, daß wir uns für einem undankbaren und untreuen Hausgenossen hüten sollen.“ —

Die Dorfschwalbe ist ausserordentlich schnell im Fluge, kann aber auch langsam schweben und überpurzeln. Auch verfolgt sie die Raubvögel mit einem scharfen Geschrei, das wie zifit zifit klingt. Der greise deutsche Dichter Friedrich Rückert hat ihren Gesang in einem mehrstrophigen Liede dadurch verewiget, daß er den Vers-

*) Wohne mit keiner Schwalbe unter einem Dache.

bau dem Schwalbengefange nachahmte, und von welchem eine Strophe folgendermassen lautet:

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,

Waren Kisten und Kasten schwer.

Als ich wieder kam, als ich wieder kam,

War alles — leer!

Der weite und breite Rachen der Schwalbe erlaubt ihr, alle Art von weichen Insekten im Fluge wegzuschnappen. Die Wasserinsekten nimmt sie von der Oberfläche des Wassers weg, und nach den Wasserlarven taucht sie den Kopf unter, besonders bei trüber und regnerischer Witterung, wo es in der Höhe keine Insekten gibt. Daher ist ihr niedriger Flug ein Zeichen von nahem Regenwetter. Sie gehört gewisser Massen zum Hausgeflügel, indem sie an die Latten auf die Dachböden, selbst in die Hausflur, verlassene Stuben, Ställe, an Schornsteine u. dgl. und bisweilen auch unter Brücken, und in unbewohnten Gegenden unter Felsen ihre Nester anlegt. Dasselbe hat die Gestalt einer Halbkugel, besteht aus Schlamm den sie aus Rachen holt, untermischt mit Heu oder Stroh und ausgefüttert mit Moos oder Federn. Sie legt zweimal sechs weisse, braungetipfelte Eier, äzt die Jungen sehr fleißig, später auf Zweigen und selbst flatternd in der Luft, was wohl kein anderer Vogel thut. Ihre Jungen werden sehr von der sogenannten Lausfliege geplagt. Die Alten beziehen immer wieder ihre vorigen Nester. Man hat dieses sechs Jahre hindurch bemerkt.

Die Wiener-Zeitung vom 8. Juni 1862 bringt von der Anhänglichkeit der Schwalben an ihre Unterstandsggeber nachstehende, merkwürdige Begebenheit: In den Wohnzimmern eines Wirthes in Graz hat sich über dem

Bette des Wirthes in einer Ecke ein Schwalbenpaar ein Nest gebaut. In seltener Zutraulichkeit bleiben die Vögelin über Nacht im Zimmer bei geschlossenen Fenstern und warten des Morgens auf dem Fensterbrette zwiſchernd geduldig, bis ihnen dasselbe geöffnet wird, während sie sich Abends regelmässig rechtzeitig einfinden. Allein das Merkwürdigste ist, daß der Wirth noch im vorigen Jahre in einer andern Straße wohnte, wo sich ebenfalls ein Schwalbenpaar sein Nest gebaut hatte. Als die Jungen flügge waren, zogen die Alten fort, der Wirth aber auch, und es ist nicht zu zweifeln, daß die Schwalben ihren alten Freund aufgefunden haben, um unter seinem Schutz wieder ihr Nest zu bauen. —

Die Dorſſchwalbe war die eigentliche Progne der Alten, wegen des rothen Fleckes an der Kehle, welchen sie Blutflecken genannt haben:

— — die andere

Schwingt sich unter das Dach; noch unerloschen
am Busen
Haftet vom Morde die Spur, und Blut besfleckt
das Gefieder.

— — — — —

Und die mit blutiger Hand an der Brust gezeichnete
Progne *)

Die zweite Gattung, Stadt- oder Fenster-
schwalbe (*H. urbica*) genannt, ist etwas kleiner, nur 5
Zoll lang, bläulichschwarz, unten, auch die Kehle, Bürgel,
und 3 Flügelſpißen weiß, der Schweif ohne Flecken. Sie
findet sich ebenfalls des Sommers im ganzen Norden,

*) Virgil, Georg. IV. 15. nach Bop.

und hat die Lebensweise der Dorfschwalbe, fliegt aber nicht so geschwind, jedoch höher und bis in die Wolken hinauf. Obwohl sie später kommt, so sammelt sie sich doch schon im August auf den Firsten und Thürmen, setzt sich nicht leicht auf Bäume, ist geschwätzig, singt aber nicht besonders. Sie baut ihre Nester auswendig an die Häuser unter die Sparren in langen Reihen dicht an einander, in unbewohnten Gegenden aber an Felsenwände, bloß mit Schlamm ohne Heu und Stroh, daher sie auch fester werden. Wenn sie ihr altes Nest wiederfindet, so brütet sie zweimal und zwar abwechselnd 13 Tage. Die Jungen lassen sich nicht auf Zweigen füttern, und kehren des Nachts in's Nest zurück. Diese Gattung ist es vorzüglich, welche in Italien so häufig gegessen wird.

Albertus Magnus erzählt, daß die Stadt- oder Fensterschwalbe oft Streit mit dem Sperlinge hätte und ihn aus dem Neste zu werfen sucht, wenn er bei ihrer Rückkunft davon Besitz genommen; man habe, schreibt er weiter, zu Köln oft bemerkt, daß die Schwalbe, wenn der Sperling das Haus nicht räumte, durch ihr Geschrei viele andere herbeigerufen, und diese hätten sodann mit dem größten Eifer Roth herbeigetragen und das Loch zugemauert, bis er erstickt sei. Nachher hätten sie es geöffnet und ihn herausgeworfen. —

Die dritte Gattung ist die Rhein- oder Uferschwalbe (*H. riparia*), ist 5 Zoll lang, oben und an der Brust graulichbraun, unten weiß, die Füße fast ganz bloß, der Schweif sehr kurz und wenig gespalten.

Gleich der vorhergenannten kommt auch diese sehr spät an, und zieht schon im August wieder fort, ist nicht so zahlreich wie die andern, und zankt sich beständig mit

denselben herum. Ihr Flug ist außerordentlich schnelle, aber schwankend; sie setzt sich auf Bäume und zwitschert, kann aber weiter nicht singen. Ihr Aufenthalt ist am Strande des Meeres und an Flüssen, besonders häufig am Rhein, daher auch ihr Name stammen mag. Ihre Nester werden in Uferhöhlen gefunden, welche von Wasserratten und Maulwürfen gemacht wurden. Sie verwendet sehr wenig Fleiß daran, trägt nur ein wenig Erde und Gras zu, und füttert es mit Federn aus. Ihre Eier, deren sie 6 legt, sind weiß, und röthlich gewölkt. Im Falle der Noth graben sie sich selbst mit Schnabel und Klauen sechs Schuh lange Höhlen in die Erde, und zwar mit einer Geschwindigkeit, welche an's Unglaubliche grenzt.

Plinius erzählt, daß man in Aegypten beim Ausfluß eines Nilarms eine solch erstaunliche Menge zusammenhängender Nester dieser Schwalben gefunden haben soll, daß sie einen ganzen Damm bildeten, fester als er von Menschen hätte erbaut werden können, und so, daß ihn selbst der Nil nicht zu beschädigen vermochte. —

Die vierte Gattung, die Salanganschwalbe (*H. esculenta*) ist, obwohl von allen die kleinste, dennoch die merkwürdigste, und zwar nicht wenig deshalb, daß sie eßbare Nester verfertiget.

Sie ist nicht ganze 3 Zoll lang, oben braun, unten und an der Spitze des Gabelschweifes weiß. Sie findet sich in ganz Ostindien bis China, Japan und zu den Philippinen. Ihre Nester, welche jetzt ziemlich häufig nach England und von da in alle Sammlungen nach Europa kommen, gleichen einer kleinen in der Mitte getheilten Schale, und sitzen mit dem geraden Rand an der Felswand an. Dieser Rand ist etwas über 2 Zoll lang, der senkrechte

Halbdurchmesser darauf etwas über einen. Es ist $1\frac{1}{2}$ Linien dick, sieht ganz aus wie heller Leim und ist halbdurchsichtig und spröde, so daß es leicht zerbricht. Die klarsten und weißen sind die besten. Hier und da liegen abgesonderte Schleimfäden daran, welche wie ein unordentliches Netz aufeinander liegen.

Einer der ältesten, welcher glaubwürdige Nachrichten von diesem Vogel, und eine richtige Abbildung von seiner Gestalt, wie von der Anheftung der Nester an den Felsen gibt, ist Bontius, der sich als Arzt und Naturforscher vor 200 Jahren in Ostindien aufgehalten hat. Er sagt: „an der Küste von China kommen zur Brützeit kleine, ungleich gefärbte Vögelchen vom Geschlechte der Schwalben aus dem Innern des Landes an die Klippen des Meeres, und sammeln aus dem Meerschäum am Grunde der Felsen eine zähe Materie, vielleicht Walrath oder Fischlaich, aus welcher sie ihre Nester bauen. Die Chinesen reißen die Nester von den Klippen, und bringen sie in ungeheurer Menge zum Kauf nach Indien, wo sie von den Leckermäulern in Hühner- oder Hammelbrühe aufgelöst, als die größten Leckerbissen verschlungen, und den Austern, Pilzen und andern Gaumenreizen vorgezogen werden.“ —

Die fünfte Art ist der sogenannte Tangfresser (*H. fuciphaga*), welcher sein Nest aus Moos und Flechten macht, und durch dieselbe klebrige Substanz wie bei den eßbaren Nestern verbindet. Sie ist unten weiß und hat längere Flügel. Im übrigen biethet sie nicht eben Bemerkenswerthes.

Nun kommen wir zur javanischen Hauschwalbe (*H. javanica*), welche von vielen für unsere Dorfschwalbe

angesehen wurde. Sie sieht derselben zwar sehr ähnlich, ist aber etwas kleiner, die Seitenfedern des Schweifes sind kürzer und schlanker, das rostrothe Stirnband breiter; Kehle und Brust sind statt des breiten, schwarzen Bandes bei der europäischen ebenfalls rostroth.

Sie findet sich von Java bis Neuhoolland, wo sie in Menge auf dürrn Zweigen ausruht, wie die europäische auf den Dachfirsten; auch sie ist ein Zugvogel, kommt im Juli, und geht erst das nächste Jahr im Mai weil dann der Winter eintritt. Sie baut das Nest in hohle Äste des weißen Gummibaumes, aus Rinde, Gras und Haar, bisweilen auch an verlassene Häuser, wo sie sodann mit Schlamm baut.

Die siebente und letzte Gattung, nämlich die sogenannte Sphe, Mauer- oder Thurmschwalbe (*H. apus*) ist auf der ganzen Erde ausgebreitet. Sie weicht von den vorerwähnten dadurch ab, daß alle 4 Zehen nach vorne stehen und der Schnabel fast in den Federn versteckt ist, sowie auch ihre Füße. Ihre Länge ist über 6 Zoll, die Färbung überall matt schwarz, nur die Kehle weiß.

Ihr Aufenthalt ist größtentheils in alten, unbewohnten Schlössern, in rissigen Felsen sowie in hohlen Bäumen, wo sie mit Hilfe ihrer außerordentlich langen Flügel eben so ungewöhnlich schnell herumfliegt, und dabei einen eigenthümlichen Laut, ungefähr wie i i i ausstößt. Mit ihren kurzen Füßen und scharfen Krallen hält sie sich an den glatteſten Wänden an, kann aber auf der Erde fast gar nicht gehen, noch schwerer aber auffliegen; sie ruht daher nur in der Höhe, auf Dächern, Thürmen, Felsen u. dgl. Zur Dämmerzeit häckelt sie sich gleich der Fledermaus nicht ungern in die Haare und Kleidung der

ihr nahelkommenden Frauen oder Männer, daher sie von ersteren nicht wenig gefürchtet wird. Ihre Augen sind auffergewöhnlich groß und scharf, daher sie noch in vorgerücktester Dämmerzeit ihrem Raube nachgehen und mit ihrem unverhältnißmässig weiten Rachen allerlei Insekten im Fluge weghaschen kann.

Der treue Gefährte.

Mit einem Farbendruckbilde.

An den baum- und pflanzenreichen Ufern des größten Stromriesen unserer Erde, des Mississippi im Norden Amerika's hatte in den Vierzigerjahren dieses unseres Säculums Herr Philippsohn aus Bremen eine Pflanzung angelegt und war, nachdem er vorher eine Behausung hatte herrichten lassen, mit Frau und Kind, und Tristan seinem Hühnerhunde am 4. Juni 1849 dahin abgegangen, vollkommen bewußt, der alten Welt nunmehr für immer Lebewohl sagen zu müssen.

Obwohl nun die Fahrt, welche mehrere Wochen dauerte, fortwährend von dem schönsten, günstigsten Wetter begleitet war, der Himmel fast beständig wolkenlos blieb, und die Spiegelfläche des Meeres durch nichts anderes getrübt wurde als durch das Schiff selbst, dessen gewaltige Räder tiefe Furchen hineingruben, so fiel gleichwohl ein Ereigniß vor, welches hinreichte, die Freude der Auswanderer aufs tiefste zu erschüttern. Es erkrankte nämlich schon nach wenigen Tagen Herrn Philippsohns

Frau so bedenklich, daß alle die in ihrer Nähe waren, bald alle Hoffnung auf Genesung aufgaben, und wirklich schon nach weitem acht Tagen das Meer seine kalten Arme über sie zusammenschlug, und sie für immer in seinen Fluten begrub.

Herrn Philippssohns Leid war unermesslich, und zwar um so mehr, als dessen Tochterlein erst 3 Jahre zählte, wo es der mütterlichen Sorgfalt und Pflege in keinem als diesem Alter mehr und nothwendiger bedurfte. Hätte es von ihm abgehangen, er würde mitten auf der Fahrt umgekehrt sein und es aufgegeben haben, in einer andern Welt sich niederzulassen, die ihm ohne Gattin zur Einöde werden mußte; so aber ließ sich in der Sache nichts ändern, weshalb ihm nichts anderes übrig blieb, als schweren Herzens und thränenvollen Auges nach der Stelle zurückzublicken, die ihm das Liebste das er besessen, verschlungen hatte.

Wir übergehen den Zeitraum von vier Jahren und finden Herrn Philippssohn in regster Thätigkeit, sein Besizthum nach Möglichkeit der Kultur zugänglich zu machen. Da wurden die Wälder gelichtet, Bäume umgehauen, die Stämme auf Brennscheite geschnitten, die Abfälle verbrannt. Hier wurde ein Zaun angelegt, theils um die Besizung abzugrenzen, theils um den wilden Thieren den Zugang zu der Behausung zu erschweren; dort wurden wieder große Gräben aufgeworfen, um die Wiesen damit künstlich zu bewässern. Mit einem Worte es gab vollauf zu thun, wenn die Gegend nur annäherungsweise einer von Menschen bewohnten gleichen sollte. Inmitten dieser Thätigkeit aber schmerzte den Besizer noch immer der Verlust seiner Gattin, die er

wie selten ein Zweiter, wahrhaft aufrichtig und herzlich geliebt hatte. Der einzige Trost der ihm geblieben, war sein Töchterlein, das der dahingeshiedenen Mutter nicht allein aufs Haar ähnlich sah, sondern auch deren gutes Gemüth und Herzlichkeit geerbt zu haben schien. Stundenlang saßen Beide Abends unter dem Schatten einer großen Platane, von deren Blättern das Haus fast zur Hälfte überdeckt war, und erzählten von den glücklichen Stunden, wo die gute zärtliche Mutter noch unter ihnen wandeln durfte. In solchen Momenten war dem Vater noch am wohlsten, obgleich nicht zu leugnen war, daß dabei die alten Wunden auf's Neue aufgerissen wurden.

Wie es sich aber öfter ereignet, daß es in einer Familie bei einem Unfalle nicht verbleibt, also war es auch hier der Fall: denn ehe das Jahr noch zu Ende gieng, starb auch Herr Philippsohn eines plötzlichen Todes, und kurz nachdem er alle seine Diener entlassen hatte, um sich neue anzuwerben, da er mit den alten nicht ganz zufrieden gewesen war. Erwäge ein Mensch das Leid eines Menschen, der sich plötzlich von aller Welt verlassen sieht, und obendrein eines Kindes, das soeben noch in dem unbehilflichsten Alter steht, wie dies bei dem achthalbjährigen Töchterlein Philippsohn's der Fall war? Und nicht einmal den Trost hatte das arme Kind, an ihres Vaters Grabhügel weinen zu können: denn Philippsohn wurde auf offenem Felde vom Tode überrascht, und da wie bereits erwähnt, keine menschliche Seele zugegen war, um ihn zur Erde zu bestatten, so wurde sein Leichnam eine Beute wilder Bestien, von denen die Ansiedlung nächtlicher Weile umlauert wurde.

Hilflos und verlassen wie nicht bald ein Menschenkind stand Marie, als ihr der einzige und beste Freund ihres Lebens, der Vater entrisen worden war. Denke dich lieber Leser in die Lage hinein, von allen Menschen fern, an einem Orte dich zu wissen, an welchem dein Leben jeden Augenblick bedroht wird, ob nun aus Kummer über erlittene Schicksalsschläge, ob durch wilde Menschen oder durch den Zahn reißender Thiere von denen der Urwald zu Tausenden wimmelt? Denke dann noch dazu, daß du ein Kind wärest im zartesten Jugendalter, und überdies ein Mädchen, welche die Abwechslungen des Lebens schwerer zu gewöhnen pflegen als Knaben, deren Sinn schon in frühester Jugend mehr auf Wildheit und Entschlossenheit hiniellet?

Doch halt! Ein Gefährte war dem hilflosen Mädchen geblieben, und zwar ein solcher, auf dessen Treue sie sich mehr als auf manchen Menschen verlassen konnte. Dieser Gefährte war Tristan der alte Hühnerhund, der seit seines Herrn Tod nicht mehr von dessen Töchterchen wich, sondern Tag's beständig an ihrer Seite wandelte, und Nachts seine Ruhestätte an Mariens Bettchen einnahm. Als der Schmerz über den Verlust des theueren Vaters in dem Herzen des Kindes noch am heftigsten gewüthet hatte, lief sie halbe Tage lang im Freien herum, weinend und klagend, daß sich ein Stein darüber hätte erbarmen können. Doch nirgends als in einem Kinderherzen weiß er sich eben wieder so schnell zu legen, und zwar um so eher, wenn mit dem Seelenleiden kein physisches vereint ist, was bei Marien nun eben nicht der Fall war. An Nahrung durfte sie keine Noth leiden, denn nicht allein daß die Speisekammer für mehrere Monate mit

Käse, getrocknetem Fleisch und Zwieback vollgefüllt war, so war es überdies zur Sommerzeit, und jeder Baum, jeder Strauch both ihr der saftigsten und würzigsten Früchte mehr, als Hunderte, ja Tausende ihresgleichen in Jahresfrist aufzuzehren vermocht hätten.

So vergingen acht Tage, und Marie und ihr Gefährte hatten sich ziemlich an ihre Einsamkeit gewöhnt, als erstere eines Abends durch ein Ereigniß derart erschreckt wurde, welches sie eines Theiles eine größere Vorsicht beobachten hieß, anderentheils aber den Beweis lieferte, wie sehr sie sich auf Tristan's Treue verlassen konnte. Derselbe hatte nämlich den ganzen Tag vorher eine Unruhe gezeigt, welche sich das Mädchen nicht anders zu erklären wußte, als daß sie ihn krank wähnte. Dabei ließ der Hund nicht zu, daß sich Mariechen aus der Behausung entfernte, wie sie dies täglich zu thun pflegte, um entweder Früchte aufzulesen, oder nach dem Strande zu eilen, um einem etwa vorüberfahrenden Schiffe ein Zeichen ihrer Anwesenheit zu geben, sondern zerrte sie an ihrem Kleidchen fortwährend von der Thüre hinweg, durch welche man auf die Hausflur gelangen konnte. Dadurch einiger Massen beunruhigt, eilte sie in die Stube, um durch das schmale, vergitterte Fensterchen in's Freie zu blicken, als sie daselbst etwas erblickte, welches hingereicht hätte, das Blut des entschlossensten Menschen auf Augenblicke stocken zu machen. Draußen an der Fenz lag nämlich ein riesengroßer Mann, kupferfarbigen Aussehens, dessen Körper nur nothdürftig mit Thierfellen gekleidet war, und der fortwährend nach dem Häuschen schielte, gleich als ob er darauf lauerte, ob nicht bald jemand daraus zum Vorschein komme.

Ihm zur Seite lag sein Tomahawf der vor kurzem erst geschliffen worden sein mußte, da sich auf seiner Fläche die Sonne abspiegelte und hellblitzende Strahlen herumwarf. Das Mädchen überkam bei diesem Anblicke eine Angst, und jetzt erst wußte sie sich des Hundes Unruhe zu erklären, sowie, warum er sie fortwährend daran hinderte, die Schwelle des Hauses zu überschreiten. Gleichzeitig fiel ihr ein, daß sie während der ganzen Zeit ihres Alleinseins nicht daran dachte, an der Thüre den Riegel vorzuschieben, oder den Balken, dessen Schwere und Dicke jeden Einbruchversuch vereiteln mußte. Sie eilte daher das Versäumte nachzuholen, versuchte auch so weit es ihre schwachen Kräfte zuließen, noch andere Gegenstände vor die Thüre zu lehnen, und verrammelte sich so auf die bestmögliche Weise. Dann trat sie wieder in die Stube um nach dem unheimlichen Gaste zu sehen, den sie jedoch noch immer in der vorigen Stellung antraf.

Als der Abend hereingebrochen war, sah sie, wie sich der Indianer durch das Dickicht der Bäume verlor; nun erst athmete sie wieder frei auf, und auch bei dem Hunde lehrte wieder die alte Ruhe zurück. Von dieser Zeit stellte sich aber bei dem Mädchen eine Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft ein, und sie eilte häufiger denn je nach dem Strande, um nach einem Schiffe zu spähen, welches sie wieder unter Menschen bringen sollte. In einer Hand ein Körbchen mit Lebensmitteln, in der andern ein Gebetbüchlein tragend, das sie von der verstorbenen Mutter geerbt hatte, den treuen Hund an der Seite, wandelte das verlassene Kind an den menschenleeren Stätten, und ihr einziges Vergnügen wie ihr Trost bestand darin, in dem besagten Büchlein zu lesen,

so gut ihr dieses der Vater in den wenigen Feierstunden, und bei dem gänzlichen Abgang aller Lehrmittel beizubringen vermochte.

Wieder vergiengen acht oder zehn Tage, als eines Abends bei regnerischer Witterung, und während sich Marie eben ihr Bettchen zurecht richtete, um sich zur Ruhe zu begeben, draußen vor dem Häuschen ein Geräusch hörbar wurde, auf welches Tristan wie wüthend zu bellen begann. Erst war es dem Kinde, als ob an der Thüre heftig gerüttelt worden wäre; weil aber sowohl der Kiegel als auch der Balken vorsichtshalber von ihr vorgelegt worden waren, und die Thüre selbst aus einem schweren eichenen Pfosten bestand, so brauchte sie nicht zu fürchten, daß durch dieselbe jemand hereindringen konnte. An das kleine vergitterte Fensterchen eilend und durch dasselbe blickend, sah sie draußen den verdächtigen Indianer, den sie vor etwas mehr als acht Tagen an der Fenz liegen gesehen, und sein wüstes Aussehen, sowie der ihm zur Seite hängende Tomahawk ließen sie nichts Gutes ahnen, daher sie sich bis ins Innerste erschreckt und an allen Gliedern zitternd, in den hintersten Winkel des Häuschens verkroch. Auf das Bellen des Hundes schien der Versuch, durch die Thüre einzubrechen, aufgegeben worden zu sein, und schon glaubte das Mädchen sich gerettet, und wollte eben aus ihrem Versteck hervorkommen, als plötzlich an einer Wand des Häuschens heftige Artschläge erfolgten, und durch dasselbe bald eine so große Öffnung sichtbar wurde, um erst die Art, dann einen Arm, und wieder nach einigen mit aller Kraft eines Mannes geführten Schlägen, Kopf und Hals des Räubers zum Vorschein kamen. kaum aber als dieses der

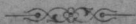
wie wüthend tobende Hund bemerkte, sprang er mit einem Sage nach dem Angreifer, und hatte sich, ehe dieser noch Anstalten zur Gegenwehr treffen konnte, derart in des Indianers Hals verbissen, daß dieser einen Schrei des größten Schmerzes ausstossend, allsogleich zu Boden stürzte, wodurch, da der Hund innerhalb, der Wilde jedoch ausserhalb der Behausung war, Beide mit Gewalt voneinander getrennt wurden, doch nicht anders, als daß der Hund ein großes Stück von der Kehle des Indianers in den Zähnen behielt. In demselben Augenblick erscholl aber auch von Aussen das Geflässe von Hunden sowie die Stimme von Männern, welche dem Hause immer näher kamen und bald durch die von der Rothhaut gemachte Spalte sichtbar wurden. Es waren Ansiedler aus der Nachbarschaft, welche auf einer Jagd begriffen, eben an der Fenz vorüber wollten, als sie das heftige Bellen des Hundes, und gleichzeitig den herzerreißenden Schrei vernahmen, welcher von dem Indianer ausgestoßen worden war.

Als das Mädchen, welches vor Schreck halb erstarrt noch immer in ihrem Winkel steckte, die Stimmen ziviler Menschen vernahm, kam sie hervor um die Thüre zu öffnen, welche mit allen möglichen Einrichtungstücken, die nur von ihr, dem schwachen Mädchen herbeigeschafft werden konnten, verrammelt war. Und siehe, auch Tristan hörte augenblicklich vom Bellen auf, und folgte freundlich wedelnd den Bewegungen des Mädchens, die vor Freude nicht wußte, welches Stück sie zuerst in die Hand nehmen sollte, um ihren Rettern den Eingang in die Behausung zu ermöglichen.

Die Ansiedler waren höchst überrascht, das Haus nur allein von einem Kinde, und obendrein von einem schwachen Mädchen besetzt finden zu müssen, noch mehr aber, als Marie ihnen mittheilte, daß sie bereits nahe an drei Wochen hier zubringe, ohne einen anderen Gesellschafter als den treuen Hund bei sich zu wissen.

Mittlerweile hauchte draußen der Indianer, dem der Kehlkopf entzwei gebissen war, bei geheimem Schauer einiger ihn Umstehender seine räuberische Seele aus. Dabei hatte man Noth, den beim Anblicke des Wilden neuerdings in Wuth gerathenen Hund festzuhalten, der sich fortwährend und bei dem heftigsten Geklaffe auf denselben losstürzen wollte.

Nachdem man den Leichnam mit einer in Eile herbeigeschafften Schichte dürren Laubes zugedeckt hatte, beschloß man, das Mädchen nebst ihren treuen Gefährten mitzunehmen, und verweilte nur so lange an der grauenvollen Stätte, bis die übrige Dienerschaft der Jäger nebst den Saumrossen nachgekommen waren, um die werthvolleren Gegenstände aus der Behausung mit fortnehmen zu können.



Ueber die Verbreitung der Kartoffel in Europa.

Die Kartoffel gehört zu den wichtigsten und vorzüglichsten Geschenken, die Europa und die übrige Welt von Amerika erhalten hat. Sie ist aber auch in kultur-

historischer Hinsicht von großer Bedeutung, da durch sie der Wachsthum der Bevölkerung von Millionen zu Millionen gesteigert und der allgemeinen Hungersnoth — wovon vor ihrer Entdeckung Europa zu allen Zeiten heimge-
sucht war — fast ausschließend entgegengewirkt wurde.

Das eigentliche Vaterland der Kartoffel ist der nördliche Theil der Cordilleren in Südamerika, wo sie bis auf den heutigen Tag noch immer als das vorzüglichste Nahrungsmittel gilt. Columbus fand sie schon bei seiner ersten Weltumseglung im Jahre 1492 auf der Insel Ruba. Hawkins, ein englischer Schopenhändler, brachte die Nachricht von derselben im Jahre 1545 nach Europa. Nach Italien und Burgund kam sie durch die Spanier in den Sechzigerjahren des 16. Jahrhunderts, nach Deutschland im Jahre 1583, und nach Wien durch den Botaniker Klusius im Jahre 1588. In England kam sie wieder in Vergessenheit, und wurde ihr Anbau erst wieder im Jahre 1663 durch die damalige sogenannte Royal Society (Königliche Gesellschaft) eingeführt und auf ihre Verbreitung hingewirkt, nachdem die Hungersnoth vorher Tausende von Opfern gefordert hatte. Auch in Deutschland hatte diese so vorzügliche Frucht mit vielen Vorurtheilen zu kämpfen, und hauptsächlich waren es die untersten Volksschichten, welche sich zu dem Genuße derselben nicht bequemen wollten, bis nach dem siebenjährigen Kriege ihr großer Nutzen endlich allgemein anerkannt wurde. Schlesien, welches Land doch von je viel von Hungersnoth und Theuerung zu erzählen weiß, überwand erst um das Jahr 1770 seine Abneigung gegen die Kartoffel, und mußte buchstäblich durch Hunger zu deren Genuß gezwungen werden. Kaiser Josef II. und Friedrich der Große von Preußen

machten sich um die Verbreitung der Kartoffel hochverdient, ersterer in den österreichischen Erblanden, letzterer in Preußen und Schlesien, wo sie Anfangs durch die Ämter zur Aussaat vertheilt wurde. Die ungarischen Bauern mußten von Amtswegen zum Anbau derselben verhalten werden.

Später als in Deutschland, England, Irland, Italien und Burgund, wurde die Kartoffel in Frankreich eingeführt, ja im Jahre 1616 galt sie dort noch als Seltenheit, und kam als solche auf die königliche Tafel. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, also fast 140 Jahre nachher wurde sie auch dort allgemein, und zwar durch den Apotheker Parmentier, der sie in Deutschland, wo er 1755 die Kriege mitmachte, kennen gelernt hatte.

Noch später als in Frankreich wurde die Kartoffel in Rußland, Griechenland und Montenegro allgemein, und die russische Regierung, mußte noch im Jahre 1844 Preise aussetzen, um das Volk zum Anbau derselben aufzumuntern. In Griechenland war es König Otto, in Montenegro der letztverstorbene Fürst Danielo, welche dieses so wahrhaft vorzügliche Nahrungsmittel einführten und auf dessen Verbreitung hinwirkten.

Die Peruaner trocknen die Kartoffel in der Sonne, zerstampfen sie zu Mehl, und bewahren sie so unter dem Namen Chunca auf, vorgebend, daß dieses Mehl eben so gesund als nahrhaft sei, und auch länger aufbewahrt werden könne, ohne von seinem Gehalte zu verlieren.

Nicht allein aber, daß die Kartoffel die allgemein verbreitetste Nahrungsfrucht geworden ist, welche fast ausschließend Millionen von Menschen das Dasein erhält, wie dies namentlich in Irland, im Erz- und Riesens-

gebirge, im nördlichen Ungarn, Thüringen und noch mehreren Länderstrichen der Fall ist, wird aus derselben überdies auch noch Zucker, Stärkmehl und Branntwein bereitet.

Der Adlerjäger.

Du hast lieber jugendlicher Leser gewiß schon ein- oder mehrmals das Bild gesehen, wie über dem Abgrunde eines hohen Felsens ein Mann hängt, der mit einer Hand sich an einem Seil festhält, mit der andern aber einen Alpstock schwingt und sich gegen einen Adler vertheidigt, der ober ihm schwebt und ihn mit gewaltigen Stößen in den Abgrund stürzen will? Dieses Bild, bei dessen Anblick einem das Blut im Leibe erstarren will, ist trotz seiner Furchtbarkeit einem Ereignisse nachgebildet worden, wie dieses von dem Bergführer Franz Eichhorn aus Arth, Canton Zug in der Schweiz erlebt wurde, und welches ihm von glaubwürdiger Seite zu allen Zeiten gerne bestätigt wird.

Diese Begebenheit, welche der Nummer einer im Laufe des heurigen Jahres in Wien erscheinenden Wochenschrift *) nacherzählt wird, beginnt mit folgenden Worten:

Wenn ein Reisender mit dem am Fuße des Rigi wohnenden, weiter oben bereits genannten Bergführer

*) Nr. 4 d. g. M.

Franz Eichhorn auf die Adlerjagd zu sprechen kommt, zeigen sich seine Mienen lebhafter; man hatte sein Lieblingsthema berührt, und mit funkelnden Augen beginnt er zu erzählen:

„Mit dem Adlerfang ist's bei mir aus, seit ich auf einer solchen Parthie mir die weißen Haare geholt habe. Bei den Jägern in den Alpen kommt es schon vor, daß Einer am Morgen hinaufsteigt auf die Berge, munter und frisch und mit vollen braunen Locken, und nach einigen Tagen zurückkehrt, bleich und matt und mit weißem Haar. So ist's mir ergangen da drüben in Tirol.

„Es sind jetzt wohl schon viele Jahre her, daß ich dort drüben bei den Verwandten wohnte. Ich war damals ein rüstiger, kräftiger Mann, für den es keine größere Lust gab, als mit der Büchse auf dem Rücken, hinauf auf die Berge zu steigen. Kein Gemsenpfad war da zu steil, kein Adlernest zu hoch. Meine beiden Vettern, ebenfalls tüchtige, pralle Buben, theilten mit mir die Leidenschaft der Jagd. Wo eine Gemse aufgespürt oder ein Adlernest entdeckt worden, da waren wir drei Vettern gewiß nicht weit davon. Das wußten auch alle im Thale, und brachten uns Nachricht, wo sich irgend Etwas zeigte.

„Eines Tages meldete uns ein Hirtenbub, daß auf dem Vorsprunge einer Felsplatte ein Adlernest flebe, in dem, so viel er erkennen könne, sich zwei junge Adler bewegten. Die Platte führte in die Tiefe eines schauerlichen Abgrundes, und der Vorsprung war nur von oben zu erreichen, indem man sich an einem Seile dahin hinabließ. Das Gefährliche der Jagd konnte uns, wo es eine so schöne Beute galt, nicht abhalten, das Wagestück zu

versuchen, und ich selbst erbot mich dazu, das Nest auszunehmen.

„Des andern Morgens rückten wir mit starken Seilen wohl bepackt, auf die Berge. Ich hatte mich mit einem Alpstock versehen, dessen untere Eisenspitze eine mehr als gewöhnliche Länge hatte, und die mir im Nothfalle als kräftige Stoßwaffe dienen konnte. Ausserdem steckte ich noch mein großes Bergmesser bei.

„Oben auf der Spitze des Felsens angelangt, legte ich mich vorsichtig mit der halben Länge des Leibes über den Abgrund und schaute hinunter in die Tiefe, um den Vorsprung zu entdecken. Es war ein furchtbarer Anblick. So scharf auch sonst mein Auge war, hier reichte es nicht bis an die Sohle der Schlucht, die nur als schwarzes Chaos mit entgegenstarrte. Der Vorsprung mit dem Adlernest war leicht gefunden, und lag ungefähr 70 — 80 Fuß unter der Höhe, auf der wir standen. Es hockten wie der Bube ganz richtig gesehen, zwei junge Adler in dem knorrigen, harten Holzlager, dessen ältere Eigenthümer, Männchen und Weibchen aller Wahrscheinlichkeit nach, auf Abzug ausgeslogen waren. Da es noch Früh am Morgen war, so durften wir hoffen, daß diese sobald nicht zurückkehren würden, und beschlossen, sofort an's Werk zu gehen.

„Meine beiden Vettern legten nunmehr um den Nest eines dicken Baumstammes, der oben auf der Fels Spitze stand, das eine Ende des Seiles, während an dem andern ein festes Querholz in der Mitte, und zwar in der Weise befestiget wurde, daß ich es als Sitz bei der gefährlichen Fahrt benutzen konnte. Ausserdem umschlang ich meinen Leib mit einem kurzen Seile, das wiederum an das grös-

ßere, aber so befestiget war, daß ich beim Herunterlassen und Herausziehen nicht gehindert wurde. Es war dies eine Vorsichtsmaßregel, für den Fall, daß ich vom Querholz herabgleiten würde.

„Nachdem alles in Ordnung war, legte ich mich mit den Füßen nach dem Abgrunde hin, und auf den Bauch gestreckt vorsichtig auf den Felsen; stieß mich dann mit beiden Händen langsam von der Wand ab, und hieng nun über dem Abgrunde, dessen ganze schauerliche Tiefe ich überblickte. Es war das erste Mal, daß ich eine solche Parthie machte. Und Herr, es ist doch ein eigen Ding, so in der Luft zu schweben, hoch oben an einem schwachen Seile, das jeden Augenblick zerreißen oder abgleiten kann, und unter sich die schwarze gräßliche Schlucht, deren unermessliche Tiefe schauerlich heraufgähnt! Hätte mir die Jagdlust nicht in allen Gliedern gezuckt, und die Scham vor meinen Vettern mich nicht zurückgehalten, ich hätte fast bitten mögen, mich wieder hinaufzuziehen. Ich that es aber nicht, sondern bat nur um Hut und Alpstock, und langsam gieng es in die Tiefe.

„Sie erlassen mir wohl die Schilderung dieser Fahrt, die nicht zu den angenehmsten Erinnerungen meines Jagdlebens gehört? Genug, daß ich nach einer Lustreise von ungefähr 5 Minuten in der Nähe des Vorsprunges ankam, bei dem ich zu meiner großen Freude einen kleineren Vorsprung entdeckte, auf dessen Platte ich in Verbindung mit dem Adlernefte fußen konnte. Als mich die junge fast noch nackte Brut erblickte, sperrte sie die Schnäbel weit auf, und hob die unbefiederten Flügel, als ob sie davon fliegen wollte. Ohne weiter auf sie zu achten, klammerte ich mich an eine Felspalte, setzte meinen Fuß auf den

Vorsprung und stand nun hochaufathmend und glücklich, festen Grund unter meinen Sohlen zu wissen, wieder auf den Füßen.

„Still und mit möglichst wenig Geräusch richtete ich mich ein. Die Seitentaschen meines Bergrockes waren so geräumig, daß in jeder derselben ein junger Adler gut Platz hatte. Um beim Ausnehmen nicht gehindert zu werden, gab ich meinen Vettern ein Zeichen, das Seil nachzulassen und war eben im Begriff, den Arm auszustrecken und den einen der jungen Adler zu fassen, als mir ein eigenthümlicher Schrei in die Ohren gellte. Unter Rauschen, das sich wie Flügelschlag anhörte, klang ein heller, halb pfeifender, halb klagender Ton hervor, der sich mit jedem Augenblick mehr näherte, und schließlich in ein ängstliches Geschrei ausartete. Den Kopf nach der Gegend des Geräusches hinwendend, erkannte ich sofort die Ursache. Ein Adler, größer als ich je gesehen, stürzte mit der ganzen Wucht seines Fluges und zornfunkelnden Auges auf mich, wenn es mir nicht gelang, den Anprall zu schwächen, und seine Flügel zu lähmen.

„Im Nu hatte ich mit der Linken wieder das Seil gefaßt. Mit der Rechten packte ich mit nerviger Faust die untere Hälfte des Alpstockes, grub, um einen Widerhalt zu finden, die Eissporen meines rechten Fußes so tief als möglich in den verwitterten Felsen des Vorsprunges ein, und zu gleicher Zeit als der Adler unter Flügelschlag auf mich einstürzte, führte ich einen so mächtigen Stoß nach seiner Brust, daß sich das Eisen tief in sein Fleisch ein grub, und er schwergetroffen die Flügel zusammenschlug. Seine Flugkraft — das sah ich — war gelähmt, aber in demselben Augenblicke verlor auch ich durch die Wucht

des furchtbaren Anpralles das Gleichgewicht, meine Füße strauchelten, und — ich taumelte zurück in die Tiefe.

„Das Blut gefror mir in den Adern, aber ich verlor keinen Augenblick die Besinnung. Mitten im Sturz faßte ich mit beiden Händen das Seil. Ich fühlte, wie das am Ende desselben befestigte Holz auf dem ich saß, durch den prallen Sturz und das Gewicht meines Körpers unter mir zusammenbrach, und ich nur durch das zweite um meinen Leib geschlungene kleine Seil noch mit der Oberwelt zusammenhieng. „Hol' auf, hol' auf“ — klang mein heller Ruf hinauf zu den Bettern, die mein Signal erwiderten, und sofort ward das Seil angezogen. Ich schwebte in der Höhe. Der schwergetroffene Adler suchte sich, wie ich noch bemerken konnte, mit den Krallen an den Felsenvorsprung anzuklammern, um das Nest zu erreichen.

„Herr, ich war in meiner Jugend einer der ersten Ringer, und meine Arme und Muskeln waren von einer Stärke, daß sie sich mit den besten im ganzen Oberlande messen konnten. Aber ich war und bin auch, was man so sagt, ein „Mann von Gewicht“ und bemerkte bald, daß das kleine Seil bei der langen Fahrt von 80 Fuß den schweren Körper nicht allein tragen konnte. Nothwendig mußten meine Arme mithelfen, wenn ich die Höhe erreichen wollte. Ich that, was in meinen Kräften stand, und umklammerte mit beiden Händen das große Seil, aber ich hatte nicht berechnet, daß bei der Schwere meines Körpers das Aufziehen nur langsam vor sich gehen konnte. Sehnsüchtig richtete ich meine Blicke nach oben. Wiederholt schrie ich den Bettern zu: Hol' auf — hol' auf! Sie antworteten aufmunternd, aber die Fahrt gieng deshalb doch nicht rascher, die Armmuskeln waren bis zum Über-

maß gespannt, und meine Kräfte schwanden mehr und mehr.

„Plötzlich fühlte ich, daß mich ein kalter Todes= schauer bedeckte. Beim sehnächtigen Aufblicken nach der Höhe bemerkte ich — noch jetzt durchschüttelt's mich kalt, — wie sich unter der Last meines Körpers der Knoten des kleinen Seiles von dem größeren langsam löste, und mit jeder Secunde der Augenblick näher heranrückte, wo ich mich allein auf die schon schwindenden Kräfte meiner Arme verlassen mußte. Ich werde diesen Augenblick nie in meinem Leben vergessen. Mit jedem Ruck von oben zog sich der Knoten länger, rückte der Sturz in die Tiefe näher. Noch einmal rief ich den Bettern in höchster Seelenangst zu, fester und krampfhafter packten meine Fäuste das Seil, dann schloß ich die Augen, Gott meine Seele empfehlend, und — der Herr im Himmel half.

„Franzl! rief es auf einmal neben mir, und eine Hand packte in mein Haar und zog mich an sich. Franzl! — um Gott, was ist mit dir? Wo hast'n Hut — wo'n Stoc? —

„Ich öffnete die Augen. Meine beiden Bettern knieten auf der Höhe und zogen das Seil an, um mich auf festen Boden zu bringen. Ich war der Höhe näher gewesen, als ich geahnt hatte. Der Knoten, wenn auch schon halb gelöst, hatte immer noch gehalten, und die Last bis zu Ende getragen. Vielleicht zwei Minuten später, und das Ende schnellte vom großen Seile ab, und mich in die Tiefe. Als ich die Fels Spitze erreichte, stürzte ich ohnmächtig zusammen.

„Wie lange ich so gelegen, weiß ich nicht; als ich aber nach einigen Tagen im Hause meiner Anverwandten

wieder erwachte und erfahren hatte, daß ich stark gefiebert und viel böse Dinge gesprochen, hielt mir der ältere Vetter lächelnd den Spiegel vor.

„Mein Haar war schneeweiß.“

* * *

Es dürfte der Jugend nicht ohne Nutzen sein, über den Adler, diesen König der besiedelten Alpenbewohner einige Aufschlüsse zu erhalten, und zwar sowohl in naturgeschichtlicher Beziehung, als auch hinsichtlich des Ansehens, dessen er sich vor allen Vögelgattungen der Erde seit den ältesten Zeiten erfreute.

Der Adler (*Aquila*) gehört zu dem Geschlechte der Falken, ist meistens sehr groß und stark, hat einen geraden, nur an der Spitze gekrümmten Schnabel, lange Flügel und kurze, ganz besiedelte Füße. Er bewohnt meistens die höchsten Gebirge, frißt größere Thiere und geht nicht nach Aas wie der Geier, mit welchem er manches Andere gemein hat, so daß er von Vielen als zum Geiergeschlechte zählend, gehalten wird.

Der Adlerarten gibt es verschiedene, als: Steinadler (*Falco Fulvus, chrysaëtos, niger*), Goldadler (*F. chrysaëtos, Imperialis, heliaca*), Schlangenadler (*Gypogerranus Serpentinarius*) und so andere mehr, welche aufzuzählen oder näher zu beschreiben hier nicht der geeignete Platz ist, da ich mir wohl die Aufgabe gestellt habe, einzelne Bilder, nicht aber ganze und ausführliche Beschreibungen aus dem Naturleben der lieben Lesewelt vorzuführen.

Der Stein- oder gemeine Adler, welcher Europa bewohnt, ist $2\frac{1}{2}$ Schuh lang, dunkelbraun, der Nacken fahl, der Schnabel bläulich, Nasenlöcher schief, und die

Flügelspitzen kürzer als der abgerundete Schweif, welcher vorn weiß, hinten schwarz ist. Seine Füße sind bis auf die Zehen mit gelblicher Wolle bekleidet. Das Weibchen ist bedeutend größer. Jung ist er kohlschwarz, jedoch nur an den Spitzen der Federn die schneeweiß sind.

Obwohl in ganz Europa zu Hause, findet er sich doch vorzüglich nur in Tirol und der Schweiz, von wo er in strengen Wintern nicht selten in die ebenen Gegenden von Deutschland kommt, vorzüglich Hasen und wilde Gänse fängt, aber auch über Lämmer, Kälber und Rehe fallet, übrigens aber von Feld- und Waldhühnern, Mäusen und dgl. lebt. Er schießt nicht sogleich auf seinen Raub, sondern senkt sich allmählig, und stoßt dann in schiefer Linie auf denselben. Er hat ein außerordentlich scharfes Gesicht, ist sehr stark und klug, schwingt sich hoch in die Luft, daß man ihn nicht mehr sieht, ist sehr gelehrig und läßt sich, jung gefangen, zur Jagd abrichten. Oft hungert er einen ganzen Monat lang. Er horstet auf unersteiglichen Felsen, im Innern Deutschlands zuweilen in dichten Waldungen auf hohen Bäumen. Ihr Horst besteht aus dichten Zweigen, Heidekraut, Wolle und Haaren. Die Eier deren das Weibchen zwei legt, sind weiß, mit Braun getipfelt. Daß Adler je Kinder getödtet oder gar in's Nest geschleppt hätten, entbehrt jeder Begründung. Indessen hat man Beispiele, daß einige zusammen alte Ziegen anfallen und auffressen. Sie sind viel kühner und rüstiger als der Lämmergeier, von dem sie sich auch dadurch unterscheiden, daß ihr Gang durchaus hüpfend ist.

Der Goldadler ist so groß als der vorige, aber dicker und plumper, mit einem abgestutzten Schweif; Färbung: gelbbraun, im Alter schwarzbraun mit fahlem

Racken und weißem Flügelbug; die Füße sind bis auf die Zehen dunkelbraun befiedert, die Nasenlöcher schief, die Flügel so lang als der Schweif, welcher aschgrau gewässert und an der Spitze schwarz ist. Der Schnabel ist bläulich, Wachsheit und Zehen gelb.

Sein Aufenthalt ist eigentlich das nördliche Afrika, besonders Ägypten; ferner Dalmatien, Ungarn und Süditalien, von wo er auch bisweilen nach Deutschland kommt, und auch sogar in Tirol und an der Donau brütet. Es scheint dies derjenige Adler zu sein, von dessen Kraft, Pracht und Thaten die Alten so viel erzählt haben, und wovon einige als heilig in den Tempeln gehalten wurden.

Sie legten ihm die höchste Ehre bei, und nannten ihn den König aller Vögel: „nicht weil er einem König wirklich nachahme, sondern vielmehr seiner Tyrannei wegen, womit er allen Vögeln Gewalt anthue. Er heiße Goldadler, und zwar wegen seines goldglänzenden Gefieders; er hole Füllen, Hasen, Kraniche und Gänse aus der Heerde, und kämpfe selbst mit Ochsen. Am häufigsten sei er im taurischen Gebirge und im Kaukasus, nicht aber in Scythien und Saramatien, auch nicht auf der Insel Rhodus; daher es für ein Wunderzeichen zu gelten habe, als sich einer daselbst auf das Dach des Tiberius setzte. Er sei viel größer als der Meeradler, ja selbst größer als eine Gans. Er säße auf den Gipfeln der Gebirge, betrachte wie von einer Warte den Himmel, und käme selten in die Ebene herunter; er wege seinen Schnabel an den Felsen, habe das beste Gesicht und sei sehr klug; er hebe seine Jungen mit den Klauen an die Sonne, und werfe diejenigen aus dem Nest, welche

dieselbe nicht ertragen können. Später müßten die Jungen mit dem Alten gegen die Sonne fliegen, und wenn sie vor dem Glanze derselben blinzelten oder fielen, verstoffe er sie ebenfalls. Gleich dem Löwen berühre er kein Aas, weil dies seiner königlichen Würde zuwider sei. Er brauche nie zu trinken, niste auf Felsen und hohen Bäumen, lege 3 Eier, brüte aber nur 2 davon aus; dabei trage er einen Stein, den Adlerstein genannt, damit es fest stehe und auch nicht verzaubert werde; sei ferner ein Feind der Schlangen“, u. dgl. mehr.

So wie der gelbliche Adler im Flug aufzuckend den
Drachen

Trägt durch die Luft, und vest mit verschlungenen
Klauen umklammert;

Doch die verwundete Schlang' auskreisende Win-
dungen drehend,

Starrt mit gerichteten Schuppen empor, und zischen-
dem Munde,

Aufwärts bäumend den Hals; nicht weniger drängt
er mit krummem

Schnabel die ringende stets, und schlägt mit den
Schwingen den Äther. *)

Der Schlangenadler hat sehr lange Räufe, fast wie die Reiher, doch aber etwas besiedert; der Hals ist lang, der Schnabel hakenförmig.

Dieser sonderbare, von den andern Adlerarten so sehr abweichende Vogel findet sich in der Colonie des Borgebirgs der guten Hoffnung und auf den Philippinen.

*) Virgil, Aen. XI. 751. Uebersetzung von Wos.

Er ist ein Gemisch von Kranich und Adler und hat die Größe eines Truthahnes; er hat einen Zopf, welcher aus 6 Paar langen Federn besteht, die hintereinander auf Kopf und Nacken entspringen und aufgerichtet werden können. Der fast ausschließende Genuß von Rattern und Schlangen dürfte ihm seinen Namen gegeben haben.

Die alten Griechen erzählten sich von dem Adler nachstehende Begebenheit:

Es sollte einst ein Schnitter für sich und seine Nebenarbeiter Wasser holen, als er an der Quelle einen Adler antraf, der eben mit einer Schlange im Kampfe begriffen war. Er eilte hinzu und tödtete die Schlange mit seiner Sense, worauf der Adler hoch erfreut schien, und den Schnitter fröhlich umflatterte. Als aber dieser hierauf seinen Krug an der Quelle mit Wasser anschnöpfen wollte, schlug ihn der Adler mit seinem Fittig so kräftig auf den Arm, daß er darüber das ganze Wasser verschüttete. Er schöpfte ein zweites und drittes Mal, doch immer schlug der Adler so lange nach ihm, bis das Wasser aus dem Gefäße ausgeflossen war. Erzürnt über den scheinbaren Undank des Vogels schlug der Schnitter denselben todt, füllte das Gefäß auf's Neue, und versügte sich zu seinen Genossen, die bereits sehnsüchtig der kühnenden Labe harrten. Als aber ein paar derselben von diesem Wasser getrunken hatten, starben beide in demselben Augenblicke, und nun erst sah der Schnitter ein, daß das Wasser von der Schlange vergiftet gewesen war, und wie unrecht er gethan, in rascher Hitze dem treuen Thiere das Leben genommen zu haben. —

Es ist nicht gesagt, ob dieser Vogel zu den Schlangenalern oder andern Gattungen gehörte; und da

dies zum Wiſſen nicht unbedingt nothwendig iſt, bedarf ſich der Leſer auch nicht eben allzuſehr den Kopf zu zerbrechen.

Eigenthümliche Gebräuche verſchiedener Völker unſerer Erde.

Während wir Europäer es vorziehen, unſere Mahlzeiten in geſelligen Kreiſen zuzubringen, da, wie ein berühmter Arzt behauptet, auf die Verdaunung nichts ungünſtiger zu wirken vermag, als die Einſamkeit; während die Einwohner der Philippinen ganze Strecken Weges laufen, um nicht allein eſſen zu müſſen, ſelbſt wenn ihr Appetit hinreichte, das Mahl allein aufzuzehren, nimmt der Bewohner der maldiviſchen Inſeln dasſelbe ganz allein ein. Er zieht ſich in die verborgenſten Theile ſeiner Wohnung zurück, verſchließt die Thüre, und läßt ſelbſt an den Fenſtern die Vorhänge herab, auf daß ja kein unbetruener Blick eindringe, der ihn im Eſſen hindern könnte. Dieſe Eigenthümlichkeit hat ihren Grund zum Theil in dem Aberglauben, daß der Gaſt ihm die Speiſen verzaubere, wodurch ihm dieſe alſdann ſchaden werden, zum Theil auch wieder in der übernatürlichen Schwäche der Rangſucht, die es ihm nicht geſtattet, mit Jemanden zuſammen zu eſſen, der ihm an Würden, Reichthum oder Geburt nachſteht.

Auch die Chineſen lieben des Alleinſein beim Eſſen, und entfernen ſich von ihrem Gaſte, um ihn

ungestört den Freuden der Mahlzeit zu überlassen. Vor-
erst decken sie ihre schön politirten Tafeln mit zierlich
gearbeiteten seidenen Teppichen, und da sie bekanntlich
weder Teller noch Löffel, Messer oder Gabel gebrauchen,
legen sie dem Gaste zwei kleine Eßstäbchen vor, mit wel-
chen sie sich auf eine außerordentlich geschickte Weise zu
bedienen wissen. Diese Eßstäbchen sind theils aus Elfen-
bein, theils auch aus Ebenholz angefertigt, und richten sich
ihrem Werthe nach, nach dem Würdegrade desjenigen,
der mit ihrer Hilfe die Mahlzeit einnehmen soll.

Auch die Ottahaiter, welche doch sonst die Gesel-
ligkeit lieben, trennen sich zur Stunde des Essens, und
Jedes von ihnen: Mann, Frau, Kind, Bruder oder
Schwester nimmt die für ihn bestimmte Schüssel, und ver-
fügt sich damit an einen abgesonderten Ort.

Anders ist es mit den Tartaren, Indianern,
Kamtschadalen, welche ihren Gästen keinen größeren
Dienst zu leisten glauben, als ihm beständig vorzuerzählen.
Ja die Tartaren zupfen ihn sogar am Ohr bis er trinkt,
worauf sie sodann in die Hände klatschen und im Kreise
um ihn herumtanzen.

Eine Eigenthümlichkeit des Kamtschadalen ist es
ferner, während des Essens die Zimmer wahrhaft unmaß-
sig zu heizen. Während der Gast bei Tische sitzt, schürt
der Wirth fleißig die Flamme, und glaubt sich für seine
Gastfreiheit nicht schöner belohnt, als dem zu Tische
Sitzenden nebst dem reichen Mahle überdies noch ein
warmes Speiselokale geboten zu haben. Dabei ruft er
demselben fortwährend „Tana Tana“ (Hier hier) zu, und
versucht es, ihm ein Stück Hammel- oder Seekalbfleisch
in den Mund zu schieben.

Nun wir die seltsamsten Eigenthümlichkeiten bei Einnahme der Mahlzeiten aufgezählt hätten, wollen wir versuchen, die Eigenthümlichkeiten der Begrüßungsformeln und Höflichkeitsbezeigungen in Kürze hier wiederzugeben, wie sie bei verschiedenen Völkerstämmen unserer Erde im Gebrauche stehen.

Kein Volk der Erde besitzt im Umgange mehr unnütze Komplimente und Gebräuche, als der Chinese, so zwar, daß er dieselben nicht zu merken vermag, sondern in einem eigens zu diesem Zwecke angelegten Buche verzeichnet hat, in welchem sich über 3000 solcher Regeln befinden sollen. Die Einhaltung derselben wird von einem eigens hierüber bestelltem Gerichte auf das Strengste überwacht.

Begegnet sich z. B. zwei Bekannte, welche sich schon längere Zeit nicht gesehen haben, auf der Gasse, so knien sie sich vor einander nieder, neigen sich zur Erde, stehen wieder auf, und wiederholen dieses zwei- bis dreimal.

Bei einer Visite meldet sich der Besuchende an der Thüre durch einen geschriebenen Zettel, worauf sein Name steht. Bei jedem Besuche beschenkt Einer den Andern, und dieses Beschenken ist mit großem Ceremoniel verbunden. Derjenige, welcher den Besuch abstattet, überreicht nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen einen geschriebenen Zettel, auf welchem die Geschenke verzeichnet sind, die er dem Andern anbiethet.

Beim Brieffschreiben wird die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit beobachtet, und Papier, Schrift, Styl und Form des Briefes richten sich genau nach der Stellung und Würde desjenigen, welcher den Brief zu empfangen hat.

Auch der Portugiese ist zeremoniöser, als die

übrigen Europäer, ja selbst mehr als der Franzose, der doch sonst als das Muster der Galanterie betrachtet werden muß. Dieser Charakterzug erstreckt sich auf die niedersten Schichten, und Lastträger, Eseltreiber und Bauern stehen lange mit abgezogenem Hute neben einander, und erkundigen sich nach ihren Familien und nach deren Befinden; dann trennen sie sich mit der Versicherung, Einer des Andern unterthäniger Diener sein und bleiben zu wollen.

Holländer wünschen sich beim Begegnen gewöhnlich einen guten Appetit, ob es nun Abend oder Morgen ist. Noch sonderbarer grüßt der Bewohner von Kairo, indem er den Begegnenden fragt, wie er geschwitzt habe? Dort gilt nämlich das Nichtschwitzen für ein Zeichen von Unwohlsein oder Übelbefinden.

Wenn der Araber einem Vornehmen begegnet, so bückt er sich, legt die rechte Hand auf das rechte Knie und neigt den Kopf auf eine Seite. Vornehmen zu Pferde küssen sie das Knie oder einen Fuß. Personen gleichen Standes küssen sich auf den Kopf und auf die Schultern, und geben einander die Hand, worauf dann jeder die eigene Hand küßt und fragt, wie sich sein Freund befinde?

Der Perser sagt dem Gaste in verbindlichem Tone, daß für ihn bisher ein Platz freigestanden sei, und er bitte ihn, denselben nunmehr einnehmen zu wollen. — Gewöhnliche Hauswirthte biethen ihm Haus und Hof, Fürsten ihr Land an, mit dem Beisatze, daß er damit ganz nach seinem Gutdünken schalten und walten wolle. Beim Brieffschreiben theilt er die Ängstlichkeit des Arabers, indem er an nichts so sehr bedacht ist, als den Grad der

Hochachtung und Unterwürfigkeit zu trëffen, den der Gast vermöge seiner Würde beanspruchen kann.

Aus dem Leben der Insekten.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein.

Schiller.

Der Reisende Darwin bringt uns Nachricht, mit welcher außerordentlichen geistigen Fähigkeiten die Insektenwelt begabt ist, indem er den Kampf beschreibt, welcher zwischen einer Wespe und einer Spinne stattfand, und der von ihm genau beobachtet wurde.

„Ich sah“ — so erzählte er, „als ich noch in Australien verweilte, eines Tages einer großen Spinne zu, wie sie ihr Netz zu spinnen begann, und verfolgte den Verlauf dieser Arbeit mit stets wachsender Aufmerksamkeit und Befriedigung.

„Plötzlich kam eine Wespe geflogen, und deren Gesumme und Herumschwirren brachte die Spinne in sichtliche Verwirrung, so daß sie vom Arbeiten innehielt und sich ängstlich zu verbergen suchte. Doch zu bald von der Wespe bemerkt, flog diese auf die Spinne, und versetzte ihr einen Stich, der sie schwer getroffen haben mußte, denn als sie hierauf entrinnen wollte, rollte sie wie gelähmt einen kleinen Abhang hinab. Indeß hatte sie noch immer hinreichende Kraft, in einen dichten Grasbusch zu kriechen.

„Die Wespe, welche sich auf ihren ersten Angriff entfernt hatte, kehrte wieder zurück und schien erstaunt, ihr Opfer nicht augenblicklich finden zu können. Dann begann sie eine so regelmässige Jagd, wie der Hund nach einem Fuchse, machte kurze Flüge im Halbkreise, und schwirrte während dieser ganzen Zeit schnelle mit den Flügeln und Antennen.

„Obgleich nun die Spinne wohl verborgen war, so wurde sie doch bald entdeckt, und die Wespe, offenbar die Kinnladen ihrer Gegnerin fürchtend, brachte ihr nach vielem Ringen weitere zwei Stiche in den Unterkörper bei, bis diese ohne aller Regung liegen blieb.

„Als sich die Wespe mit ihren Antennen (Fühlern) sorgfältig von dem Tode ihrer Gegnerin überzeugt hatte, fieng sie an, den Körper hinwegzuziehen und in ihr Nest zu schaffen, welches sie in einem Winkel des Vorhauses aus Thon für ihre Larven erbaut, und mit todtten und sterbenden Spinnen und Raupen ausgefüllt hatte.

„Es ist kein Zweifel, daß die Wespe die Gefährlichkeit der Gegnerin und ihrer Waffen kannte, welche ihr und ihrer Brut drohten, und hiernach ihre Angriffe einrichtete. Sie mußte sich ferner bewußt sein, was ihr eigenes Gift für Wirkungen besitze, und in welcher Zeit sich dieselben äussern werden, daher sie sich nach dem ersten Angriffe entfernt hatte. Nicht minder bemerkenswerth ist aber auch ihr Ortsinn, der sie wieder zu ihrer Beute zurückfinden ließ. Die höchste geistige Thätigkeit entwickelte sie indeß in dem Aufsuchen der verborgenen Spinne: denn abgesehen davon, welchen hohen Grad von Ortsinn, Geduld und Vorsicht sie besaß, so mußte sie überdies die

Lebensweise ihrer Gegnerin kennen, und nach dieser ihre Angriffsmaßregeln treffen.“ —

Der Mensch nennt sich im stolzen Dünkel nur allzugern den Herrn der Schöpfung, und thut sich besonders darauf viel zu Gute, Dome, Tempel, Paläste, Thürme, Obelisken und Pyramiden bauen zu können, die durch ihre Größe, Stärke, Dauer und Höhe, Jahrhunderte lang Alles mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Und doch wird er darin von kleinen Insekten noch weit übertroffen!

Die rothe Ameise bauet Städte, die verhältnißmäßig so vollreich und von so großem Umfange sind, als die der Menschen. — Die weißen Ameisen (Termiten) der Tropenländer bauet Pyramiden von 52 Fuß Höhe, folglich Denkmäher, die unsere Münster und Pyramiden 500mal übertreffen, wenn wir die Größe der Menschen mit jener der Termiten vergleichen.

Die genannten weißen Ameisen zeichnen sich auch als Straßenbauer aus. Sie nehmen eine Masse von verhärtetem Lehme und geben damit ihrem Gebäude die Gestalt eines unregelmässigen Kegels. Die Geschicklichkeit und Zweckmässigkeit des Innern leistet für ihre rohe Aussenfläche hundertfältigen Ersatz, und erfüllt den Beschauer mit Staunen. Nur zwei kleine Öffnungen am Boden führen hinein. Die Härte und Dauerhaftigkeit der Aussenwände, welche ganz wasserdicht sind und keinen Eingang haben, verdient nicht weniger Bewunderung, indem die ganze Stärke eines Mannes erfordert wird, sie zu zertrümmern. Gleich dem Stoc der gemeinen Biene scheint das Innere aus zahllosen Zellen und Fächern zu bestehen, welche in verschiedenen Richtungen communiciren; aber

in der Mitte des Gebäudes, auf dem Fußboden befindet sich eine geräumige, domartige Rotunde, welche den gemeinschaftlichen Vorrath enthält. Man nimmt auch regelmäßige Fußpfade wahr, die bis zu einer gewissen Entfernung im Umkreise der Behausung führen, und worauf die emsigen Thierchen beständig hin- und herziehen, theils mit Beute beladen, um sie dem Vorrathe hinzuzufügen, theils auf Beute ausgehend. Diese Fußpfade sind nur mit dem Auge eines genauen Beobachters unterscheidbar, weil die Rauheit des Bodens sie dem flüchtigen Blicke verbirgt. Auf diesen liliput'schen Straßen kann man auch scharfsinnige Vorrichtungen zur Überwindung von Schwierigkeiten wahrnehmen. Legt man z. B. dem geschäftigen Insektenvölkchen ein Stückchen Holz oder eine Kohle in den Weg, so versammeln sich eine Menge Thierchen, um mit vereinten Kräften das Hinderniß zu entfernen; ist dieses aber zu groß, so erkennt man eine allgemeine Verwirrung, die jedoch bald damit aufhört, daß man beflissen ist, eine neue Straße zu bilden.

Auch als Flößer, Schiffer und Seefahrer dienen uns kleine Thiere zum Vorbilde. Hören wir z. B. wie die gewöhnliche Mücke ihre Eier legt. Erst klammert sie sich mit den Vorderfüßen an ein schwimmendes Blatt, während ihr Körper horizontal auf der Oberfläche des Wassers ruht; sie kreuzt dann ihre beiden Hinterbeine in Gestalt eines X, welches das Gerüst zu ihrem Eierbaue bildet. Hier hinein legt sie ein mit zäher Flüssigkeit bedecktes Ei, und an dessen beiden Seiten je eines, die durch die leimartige Flüssigkeit fest zusammenhängen und eine dreieckige Figur . . . darstellen, welche die Hinterwand eines Flosses bilden, das sie nun aus Eiern zusammen-

setzt, indem sie von der Spitze dieses Dreieckes herab, Ei an Ei ansetzt, wobei sie die Lage eines jeden sorgfältig mit ihren gekreuzten Beinen ordnet. Jedes solche Floß besteht aus 250 — 350 Eiern, die, sobald sie alle gelegt sind auf dem Wasser herumschwimmen, und zuletzt von der Mutter verlassen werden. Die Ausbrütung erfolgt in wenigen Tagen, und das Floß aus den leeren Eierhüllen bestehend, treibt so lange auf dem Wasser umher, bis es von Wind und Wetter zerstört ist.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen gehört das wenig bekannte, belebte Geschöpf, das den Namen des portugiesischen Kriegsschiffes führt. Dieser Wurm, von 6 — 8 Zoll Länge, der sich in gewissen Breitengraden aufhält, ist ein sehr erfahrener Schiffer und zugleich ein eben so gut eingerichtetes Schiff. Seine Bewegungen richten sich ganz nach dem Winde, und er verlängert oder verkürzt sein Segel, das eine Haut mit Organen zum Ausspannen und Einziehen ist. Mit Luft gefüllt, ist er so leicht, daß er auf Alkohol (stärkster Weingeist) schwimmt, besitzt aber einen solchen Bau, der ihm die nöthige Schwere gibt, um im salzigen Meerwasser untertauchen zu können. Wenn starke Winde seine Sicherheit bedrohen, so sinkt er sogleich unter. An der untern Seite des Körpers ragen Röhren hervor, welche sich 20 Fuß lang ausdehnen, und so fein und elastisch sind, daß sie sich wie eine Schraube in Spiralgestalt winden und zu Ankern, Vertheidigungs- und Angriffswaffen, Luströhren und Fühlern dienen. Das Insekt hat die Farben des Regenbogens; sein Ramm der statt des Segels dient, ist mit rothen und blauen Adern durchflochten und schwillt im Winde an.

Die Cayenner- oder Carton-Wespe fabricirt sich zu ihrer Wohnung einen förmlichen Carton, den sie wie eine Jagdtasche gestaltet und auf die äussersten Zweige der höchsten Bäume hängt. Der Regen läuft von der lakirten Oberfläche dieses Cartons ab, und der Schnabel der Vögel kann ihn nicht durchdringen. Man kann nicht künstlicher zwei so entgegengesetzte Eigenschaften, Festigkeit und Leichtigkeit verbinden. — Die papierene Masse und der Carton, welche aus der Fabrik dieser Thierchen hervorgehen, sind dauerhaft, glatt gearbeitet und wetterfeiern mit den besten Produkten unserer Fabriken. Die Wespe weiß, was dem größten Theil unserer Papierfabrikanten noch unbekannt ist, daß die ganze Eigenschaft des Papiers von der Länge der Fasern abhängt, welche sich im Kleister erhalten, und daß Lumpen und Hanffasern nicht die einzigen Materien sind, welche sich in Papier verwandeln lassen. Sie hütet sich wohl, ihre Materialien zu zerhacken oder zu zerstoßen, was ihr nur ein schwaches Papier geben würde; sie wendet alle vegetabilischen Substanzen an, in denen sie ein Element für ihren Kunstfleiß findet. Auch bringt sie ihr Werk von jeher mit sehr einfachen Instrumenten zu Stande, welche nicht verrosten und sich nicht abnutzen. Wenn wir früher diese Papierfabrikation der Wespen beobachtet hätten, so würden viele ungeschickte Versuche erspart worden sein.

Haben wir bis jetzt den Spinnen, Ameisen und Wespen unsere Aufmerksamkeit zugelenkt, so sei es nunmehr der Käfer, und zwar der Bronzekäfer (*hister aeneus*), welcher unserer Beobachtung unterzogen werden soll.

Sobald ein todter Maulwurf an einem schönen Sommertage auf einer Rabatte liegt, so stellen sich in kurzer Zeit bei dem Leichnam eine große Anzahl kleiner runder Käfer von schwarzer, in's Dunkelgrüne spielender Farbe ein. Es sind dies die von uns genannten Bronzekäfer, welche unter den Bauch des Maulwurfs kriechen, dort ihre Eier legen und sich dann über den dichten Pelz des Todten hermachen und ihn büschelweise ablösen. Diese Ablösung geschieht nicht etwa dadurch, daß sie sein Haar ausreißen, sondern sie rasiren den Todten mit ihren Kinnladen so vollkommen ab, wie dieses der geschickteste Bartscherer trotz Seife und englischer Stahlklinge nicht besser zu machen vermöchte. Rea l i s der verdienstliche Forscher und Sammler im Gebiete der Natur, dessen Beobachtungen hier theilweise benützt wurden, meint scherzweise, daß diese Käfer nicht allein einen größeren Eifer als unsere Bartscherer entwickeln, sondern auch ihre Arbeitsstunden pünktlicher zuzuhalten wissen.

Diese von dem Bronzekäfer entwickelte Eilfertigkeit hat indeß ihre gute Ursache, denn derselbe weiß nur allzugut, wie gemessen seine Zeit ist, und daß bald ein Heer anderer, mächtigerer Konkurrenten herbeikommen wird, um sich des Flaumes zur Tapezierung der Wiege ihrer Jungen zu bemächtigen. Denn dies ist in der That die Bestimmung des Flaumes, der mit einigen Stückchen Erde geknetet, ein Kugelschen bildet, in dessen Mitte ein Käferlein seiner Entwicklung entgegenharrt.

Raum als noch die Bronzekäfer den Pelz des Maulwurfs abgeschoren haben, kommen andere Käfer herbeigeeilt, die ungefähr einen halben Zoll lang, und deren Flügeldecken von zwei schönen, orangegelben Streifen

geziert sind. Es sind dies die sogenannten Todtengräber (Necrophorus vespillo), die nicht ohne Grund so genannt werden; denn sie sind in der That wohlerfahrene Grubenmacher. Bei ihrer Ankunft verschwinden die Bronzekäfer, und die neuen Ankömmlinge die sich stets zu dreien oder fünfen vereinigen, und deren nie mehr oder weniger sind, schreiten unverweilt zur Beerdigung des todten Maulwurfs, wohl wissend, daß ohne diese Vorsicht die große Schmeißfliege das Fleisch mit ihnen theilen würde. Sie prüfen den Körper genau, um den Umfang der erforderlichen Grube abzuschätzen, und untersuchen das Erdreich. Ist dasselbe zu steinig, so schieben sie den Maulwurf mit vereinten Kräften vorwärts bis zu der Stelle, die sich zum Einscharren eignet. Nun erheben sie den Körper mit ihren Köpfen, während ihre Vorderbeine im Boden wühlen und um den Maulwurf einen Kreis von Erde auswerfen; der Maulwurf senkt sich ein wenig nach vorn oder hinten, und dringt, ohne seine erste Positur zu ändern, immer tiefer in die Erde. Ist die Vertiefung groß genug, um den Todten aufzunehmen, so überdecken ihn die Käfer mit einer Schichte Erde. Nach Verlauf von beiläufig 48 Stunden deckt den Maulwurf bereits eine Erdschichte von $1\frac{1}{2}$ Fuß, und in den Körper legen nun die Weibchen des Todtengräbers ihre Eier.

Eine Wasserjagd.

Es war gegen Ende Mai — erzählte Theodor Hengel — als wir auf dem Gute eines Freundes in Syrmien, das unfern der Donau wenige Stunden unterhalb der Mündung der Drau gelegen, angekommen waren. Schon Tags darauf sollte eine Wasserparthie veranstaltet werden, zu der die nöthigen Vorkehrungen bereits getroffen waren. Noch vor Sonnenaufgang nahm ein Rachen — geführt von einem sichern und ortskundigen Fischer uns auf.

Ein frischer Morgenwind und die kräftigen Ruder- schläge unseres Fährmanns trieben das Fahrzeug rasch stromabwärts. Der leichte Nebel der dem Fluß und den umliegenden Sümpfen entstiegen war, verzog sich bald aus unserer Umgebung, und lagerte sich um die fernen Hügel des Banats. Die Ufer der Donau sind in diesen Gegenden sehr flach und versumpft, der Strom selbst mit unzähligen kleinern und größern Inseln übersät, die durch die alljährigen Überschwemmungen sammt einem großen Theil der Ebenen unter Wasser gesetzt werden.

Wir steuerten Anfangs mehr dem linken, seichterem Ufer zu, meist durch enge, durch die Inseln gebildete Canäle, deren besiedelte Bewohner schon längst wach und munter waren. Im Rohr ertönte der Gesang der verschiedenen Schilfsänger (*Calamoherpe turdoides*, *arundinacea* & *palustris*), und der scharfe Lockton der Bartmeise; zuweilen plumpete ein Taucher, dessen nasser Be- haftung wir zu nahe gekommen, sich überstürzend in's Wasser, und aus den fernen Mooren schallte das Geschrei

der Lachmöven und Kibitze, sowie der pfeifende Ruf einzelner Brachvögel (*Numenius arquata*) zu uns herüber. Ein Paar stolze Seeadler zogen Kreise über unsere Häupter und erhoben sich in Schneckenlinien, bis sie in den fernen Wolken unseren Augen entschwanden. Jetzt passirten wir eine mit kolossalen Weiden und Silberpappeln bewachsene Insel, auf der graue und Nacht-Reiher in großer Anzahl ihren Horst aufgeschlagen. Bei ihnen sollte im Rückweg, falls für diesen Tag noch Zeit übrig geblieben, eingekehrt werden. Ohne Zweifel mußten sie aber früher schon ähnliche Besuche erhalten haben, denn sie machten sich — durch einige aufgestellte Wachen die mit krächzendem Geschrei Reißaus nahmen, aufmerksam gemacht — alle eiligst aus dem Staube, ohne daß uns nur ein einziger schußgerecht gekommen wäre.

Bald nachher stießen wir auf eine Möven- und Seeschwalben-Colonie, deren Bewohner sich bei unserer Annäherung in Schaaren von ihren Nistplätzen erhoben, gegen das Boot heranflogen, und die Ruhestörer durch ihr betäubendes Geschrei von ihrer Brut abzuhalten suchten. Die Lachmöven umschwärmten uns einige Zeit, erhoben sich dann, und strichen dem jenseitigen Ufer zu. Unbekümmert um diese zogen einzelne Flußseeschwalben (*Hirundo Sterna*) über die stille Wasserfläche hin, einer Beute — kleine Fische — auflauernd, auf welche sie pfeilschnell fast senkrecht herabschossen. Endlich zeigten sich auch einige schwarze und weißbärtige Seeschwalben (*Sterna nigra* und *St. leucopareja*), deren eine ganz unverhofft am Hintertheil des Nachens vorbeisauzte und erlegt wurde, was die übrigen zu eiliger Flucht bestimmte.

Etwas weiter stromabwärts stießen wir auf zwei

Meeruferläufer (*Totanus calidris*), welche ohne Zweifel in der Nähe gebrütet hatten und ihre Brut durch ängstliches Pfeifen auf herannahende Gefahr aufmerksam machten; sie ließen uns ganz nahe ankommen, flogen absichtlich auf uns zu, um unser Augenmerk auf sich und von ihren Jungen abzulenken, deren eines, das noch ganz mit Flaum bedeckt war, behende dem Rohr zuschwamm.

Nach einer mehr als dreistündigen Fahrt landeten wir endlich an einer großen, in der Mitte des Flusses gelegenen Insel, deren oberer Theil noch wahrer Urwald ist. Durch das ihn umgebende Röhricht hatten wir schon Mühe uns durchzuarbeiten; nun giengs über angeschwemmte und umgestürzte Baumstämme, deren Kronen theilweise im Schlamm versunken, und auf deren Stämmen und entblößten Ästen sich bereits eine üppige Vegetation ange-setzt hatte, dann durch Dornen und Schlingsträucher, über Brüche, Wassergräben und Schlamm hinweg, einem Gehölz von Silberpappeln zu, wo Reiher und Scharben in Menge hausten. Gut gedeckt durch dichtes Weidengebüsch konnten wir ziemlich nahe kommen und das rege Leben und Treiben der Colonie betrachten. Ein Schuß! — und auseinander stiebte die ganze Gesellschaft. Die Scharben (*Carbo cormoranus*) sonderten sich nach dem ersten Getümmel von den Reihern ab, durchzogen eine hinter der andern in pfeilschnellem Flug die Küste und stürzten bald darauf wieder ihren Nestern zu; nach und nach stellten sich auch die Nachtreiher wieder ein, die scheueren Fischreiher aber kehrten nicht wieder.

Nachdem einige Beute gemacht, gieng's an's Aufsuchen der Nester. Die der Nachtreiher waren leicht zu erreichen. Dagegen bauen Scharben und Fischreiher weit

höher als die ersteren und meist so weit auf horizontale Äste hinaus, daß wir uns mit dem Einsammeln von Wenigen begnügen mußten.

Nun gieng's dem untern Theile der Insel zu, wo wir uns trennten und meine Begleiter einige Bienenwölfe (*Merops apiaster*) erlegten, die eben in reißendem Fluge auf Libellen Jagd gemacht hatten.

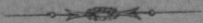
Beim Durchstöbern einiger Brüche stand plötzlich der Hund vor meinen Füßen. Nur mit Mühe entdeckte ich einen Zwergreiher (*Ardea minuta*), der sich in einem Binzenbusch niedergedrückt hatte und den schlimmen Gast, der seinen Schlupfwinkel ausfindig gemacht, mit den schönen, schwefelgelben Augen drohend fixirte. Letzterer avancirte, der Reiher gieng langsam auf, fiel aber auf eine Entfernung von 30 — 40 Schritten wieder ein, kletterte sodann an einem fast senkrecht stehenden Rohrschaft behende hinauf, retirirte von dort auf den dürrn Ast einer Weide, wo er sich eben wieder niederdrückte, als ihn mein Schuß erreichte. Ich gab mir alle Mühe, sein Nest aufzufinden, aber umsonst. Dagegen fielen mir noch einige brütende Moorenten (*Anas leucophthalmos*), Ohrentaucher (*Podiceps auritus*) und Teichrohrhühner (*Galinula chloropus*) in die Hände.

Gegen Mittag sammelten wir uns, mit Beute reich beladen in der Nähe des Landungsplatzes, wo unser Führer eben mit Ausschiffen der Mundvoräthe, die wir uns trefflich schmecken ließen, beschäftigt war.

Sodann theilten wir uns gegenseitig die gemachten Entdeckungen und Beobachtungen mit. Der Schiffer dem darüber die Zeit zu lange geworden sein mochte, hatte sich indeß mit seiner riesigen Antenflinte bewaffnet, unbemerkt

von uns weggeschlichen und den Reiherständen zugewendet. Eben war uns seine Abwesenheit aufgefallen, als ein starker Schuß zu uns herüberhallte. Bald darauf erscholl Hilferuf; wir eilten alle hinüber und fanden den Fährmann im Kampf und der Verfolgung eines prachtvollen Seeadlers, den er vom dürren Gipfel einer Silberpappel herab flügelahm geschossen hatte. Nochmals auf ihn schießen wollten wir nicht, um ihn nicht zu verderben, doch gelang es endlich den vereinten Kräften, seiner habhaft zu werden, was übrigens gar keine Kleinigkeit war, da das Thier, sobald sich ihm einer näherte, sich auf den Rücken legte und mit den kräftigen Fängen und Schnabel Hiebe anstheilte, welche die schweren Wasserstiefel seines Mörders durchbohrten.

Nochmals eine kleine Streifung, aber ohne erhebliche Erfolge anstellend, bestiegen wir endlich den Rachen, und steuerten langsam dem gastlichen Wohnsitz unseres Wirthes zu, der auch nach Einbruch der Nacht, nachdem der Abendstrich der Anten, und Ißisse bereits vorüber und der Lärm im Geröhr und der Lust nach und nach verstummt war, erreicht wurde.



I n h a l t.

| | Seite |
|--|-------|
| Vorwort | 3 |
| Ein Abenteuer auf Juan Fernandez | 5 |
| Das Kaninchen | 10 |
| Der Superiorsee | 12 |
| Großmuth eines Löwen | 14 |
| Eine Brautwerbung unter den Kaffern | 16 |
| Rußische Bauernkost | 19 |
| Der Mississippi | 21 |
| Eine Robinsonade | 23 |
| Die Gans | 29 |
| James Backwourth und seine Abenteuer | 33 |
| Einiges über die Entdeckung des Goldes und der Diamanten in Brasilien | 33 |
| Ein Nachtstück aus Schweden | 41 |
| Der Föhn | 46 |
| Zur Charakteristik des chinesischen Volkes | 48 |
| Das Farrenkraut | 52 |
| Im Indianerlager | 53 |
| Die Perlenfischer von Panama | 57 |
| Aus dem afrikanischen Urwalde | 60 |
| Häring und Scholle | 62 |
| Ein Schiffbruch | 64 |
| Tigerjagden | 67 |

| | |
|--|-----|
| Ueber die Empfindlichkeit einiger Pflanzen | 74 |
| Erlebnisse eines Goldgräbers | 77 |
| Die Schwalbe | 88 |
| Der treue Gefährte (Mit Bild) | 98 |
| Ueber die Verbreitung der Kartoffel in Europa | 106 |
| Der Adlerjäger | 109 |
| Eigenthümliche Gebräuche verschiedener Völker unserer Erde | 121 |
| Aus dem Leben der Insekten | 125 |
| Eine Wasserjagd | 133 |





UB WIEN



+AM342950400

Hoffelner 1862 - II.



Meßtharßen - Buchdruckerei.

